Landesbibliothek
Coburg

II

Coburger
Landes=
Bücherei

Graf Donamar.

Eine Sammlung von Briefen

aus der Zeit

des siebenjährigen Krieges

in Deutschland.

Coburger Landes-Bücherei

Zweyter Theil.

Neue, umgearbeitete Originalausgabe.

Göttingen,

bey Johann Christian Dieterich.

1799.

Landesbibliothek Coburg

D I 10/2

Landesbibliothek
Coburg

Graf Donamar.

Zweyter Theil.

I.

Geschichte des Grafen St. Julien. Nachtrag zum dreyßigsten Briefe des ersten Theils.

Noch vor einem Jahre hätte ich, selbst dir zu Gefallen, mein Donamar, nicht vermocht, den Nachlaß meiner guten und bösen Tage zu einem Vermächtnisse der Freundschaft zu sammeln. Zu

selten ist die Reihe der bösen durch die wenigen guten unterbrochen, als daß ich diese wiedergeniessen könnte, ohne durch jene von neuen zu leiden. Der Nachklang selbst der reinsten Entzückungen, um die mich vielleicht die Bewohner einer bessern Sphäre beneiden könnten, ist in dieser irdischen Welt zum Mißton geworden. Aber ich frage auch nicht mehr, ob mir, was ich thue, Freude oder Schmerz eintragen wird. Resignirend uaf Genuß, thue ich, was ich soll, entrichte der Pflicht und der Liebe meinen Tribut, und erzähle dir meine Schicksale, weil du ein Recht hast, diese Erzählung zu fordern. Nur die Zergliederung meiner Empfindungen unter dem Eindrucke dieser Schicksale — den eigentlich lehrreichen Theil jeder Geschichte — mußt du mir erlassen. Wie einen Zeitungsartikel schreib' ich dir, was mir begegnet ist. Wie es auf mich wirkte, und wie ich dadurch geworden bin, magst du dir selbst in müssigen Stunden erklären. Genug für

den,

dern, der etwas aus meiner Geschichte lernen will, wenn er lernt, daß man ohne seine Schuld das Härteste erleben kann, und daß man eben darum jedesmal Unrecht hat, wenn man bey seinem guten Willen auf das unempfindliche Schicksal rechnet.

Mein wahrer Name ist Don Pedro Graf von Centella. Mein Geschlecht ist alt. Unter der Reihe meiner Vorfahren war mancher Held, der sich an den Mauren erprobte. Schöner, als über deinem nächtlichen Horizonte ging die Sonne an dem Himmel auf, den meine Augen zuerst sahen. Milder und wärmer war die Luft, die mir den ersten Athem gab.

Mitten in Andalusien auf einem Hügel, der wie der König einer weitgedehnten, mit Zitronenwäldern bedeckten Ebene steht, glänzte das Schloß meines Vaters Don Manuel. Wenn ich hinblikte, wo die Sonne unterging, wallte mir zur Rechten in goldnem Lichte der stolze Guadalqui-

vir, und zur Linken dämmerte das schwarze Gebirge.

Stolz auf sein Geld, stolzer noch auf seine Ahnen hatte sich mein Vater zurückgezogen in der Kraft seiner Jahre. Er schmollte mit dem Hofe, der seinen Ansprüchen nicht genug that. Ein eigner, wenn gleich kleiner, Hofstaat schien ihm ein dienliches Mittel, dem Könige zu zeigen, daß er Könige entbehren könne. Mohren, Heiducken und bunte Bedientenschwärme mit allen Auszierungen des geschmacklosen Prunks wurden angeschafft. Täglich sah man bey uns Gesellschaft. Italiänische Tonkünstler reiseten zu uns, wie zu euren deutschen Fürsten, um sich dafür bezahlen zu lassen, daß man sie in Italien nicht hören wollte. Mich zu erziehen, daran dachte, besonders nach dem Tode meiner Mutter, auf unserm ganzen Schlosse niemand. Man hat in großen Häusern selten Zeit, sich zu erinnern, daß vornehme Kinder auch Seelen haben. Ein Jesuit,

der mir zum Sittenmeister bestellt war, hatte keine ausübende Gewalt über mich. Wenn ich ihn als einen schleichenden Pedanten lächerlich machte, lachte mein Vater vor herzlicher Freude.

So ein stolzer, wilder und hochfahrender Knabe ich war, so gern folgten doch andre Knaben meinem Beyspiele. Ohne das Verbot meines Vaters mehr zu achten, als die Demonstrationen meines schleichenden Mentors, lehrte ich sie die gefährlichsten Sprünge wagen und die höchsten Bäume erklettern. Nur ein Kunststück machte mir niemand nach. Längs einem breiten Canal, der sich in den Guadalquivir ergoß, standen hohe Pappeln mit ihren schwanken Stämmen. Wenn ich diese bis an den Wipfel erstieg und in augenscheinlicher Todesgefahr mich auf meinem schwebenden Throne über den Wellen wiegte, so staunten die Knaben zu mir hinauf wie zu einen noch auf eine andre Art höheren Wesen.

Kindischer Dünkel! Warum gefällst sogar du uns noch, wenn wir als Männer über dich lachen? Hat denn die Weisheit so wenig Reitz? Wie kömmt es, daß dann, wenn wir den Zustand der Kindheit, die unbeschränkte Planlosigkeit, in der unsere Kräfte sich zuerst losspielten, kaum noch begreifen können, uns selbst unsre Unarten aus jenen Jahren erquickende Träume werden?

Der unmäßige Aufwand meines Vaters bedrohte uns mit einer traurigen Katastrophe; und mein Vater wußte es wohl. Aber der plansüchtige Mann rechnete auf den dreyfachen Ersatz durch einen Proceß, der seit funfzig Jahren anhängig war und den er gewinnen zu müssen glaubte. Eifrig sollicitirte er bey den Richtern. Er veranstaltete ein großes Fest auf den Tag, wo das Definitiv-Urtheil publicirt werden sollte. Es wurde publicirt und der Rest unseres Vermögens war mit dem Processe verloren.

Die Revolution unseres Glücksstandes war nicht größer, als die Revolution meiner Vorstellungen von dem Augenblicke an, wo mein Vater mir die Hand so schüttelte, daß es schmerzte, und dabey rief: "Du bist ein Bettler, mein Sohn!" Wie konnten denn Menschen, die mir nichts gegeben hatten, mich von Rechts wegen zu einem Bettler machen? Es war mir unbegreiflich.

Während mein Vater, der durchaus wieder ein reicher Mann werden wollte, eine Statthalterschaft in Amerika zu erhalten bemüht war, gerieth ich über die Bibliothek eines alten Edelmanns, der Wohlgefallen an mir gefunden hatte. Rittergeschichten und Reisen nach beiden Indien fand ich hier mit Fleiße, wenn auch nicht mit Auswahl, in großen Bänden gesammalt. Ich las und las. Was konnte, nachdem ich auf diese Art ein halbes Jahr gelesen hatte, meinem von Abenteuern und Entdeckungen über-

ladenen Kopfe erfreulicher seyn, als daß mein Vater eine Unterstatthalterschaft im goldenen Peru erhielt?

Wir verließen Europa mit einer Flotte, die von Cadiz abging. Wir kamen in dem Goldlande an. Aber wie tief unter meiner Erwartung fand ich das gepriesene Land! Klöster, die ich nie leiden mochte, und vollends Gerichtshöfe mußte ich da wieder erblicken. Ich faßte — wie der Zufall mit unsern Vorstellungen spielt! — einen brennenden Widerwillen gegen Klöster und Gerichtshöfe.

Aber ein Gewinn, der mir in Kurzem mehr galt, als alle Ausbeute der Minen von Potosi, erwartete mich am Fuße der Cordilleren. Ein alter Admiral, von Geburt ein Sicilianer, aber grau geworden in spanischen Diensten, lebte mit seinem Enkel, der mit mir von gleichem Alter war, auf einem Landhause nahe bey dem, das mein Vater gekauft hatte. Der junge San

Giuliano — so hieß er, und so heiße ich nach ihm — wurde mein Freund. Eine Anhänglichkeit, eine Unzertrennlichkeit, eine Freundschaft endlich, die unter jenen Menschen noch nie gesehn war, vereinigte unsre freien Seelen, und trug, wo nicht Früchte, doch wenigstens Blüten, die vielleicht zum erstenmale auf peruanischem Boden wuchsen. Immer noch überzeugt, daß mein Vater durch ein ungerechtes Urtheil gestürzt worden sey, plauderte ich meinen kindischen Lieblingsgedanken, die Gerichtshöfe abzuschaffen, in seine reitzbare Seele. Ich bewies ihm, daß die Klöster so wenig, als die Gerichtshöfe taugten, weil Gott die Menschen so wenig geschaffen habe, um sich einmauern, als um sich von gelehrten Schwätzern um Hab' und Gut bringen zu lassen. Sollte wohl ein besseres Gefühl diese Gedanken, die aus einer so unlautern Quelle flossen, schon damals in mir veredelt oder wenigstens befördert haben? —

Wir waren Beide zwischen vierzehn und funfzehn Jahren, also in der Lebensepoche, wo die neue Entwickelung unseres Körpers fast immer mit einem neuen Erwachen der Geisteskraft verbunden ist.

Mein Freund unterschied sich von mir durch eine Heiterkeit, die ihn verhinderte, einen Einfall so lange festzuhalten, wie ich. Dafür aber hatte er auch Einfälle, die ich nicht haben konnte. Im Ganzen hatte Jeder von uns sein besonderes Fernglas, durch das sein Verstand nach der Religion und den Staatseinrichtungen hinsah. Heimliche Ketzer und Rebellen waren wir beide.

Als nach und nach die unzeitigen Blüten unsrer Phantasien abfielen, und besser an ihrer Stelle sich aufzuthun anfingen; als wir beide militärisch exerciren lernten und schon manches vernünftigere Wort zusammen heimlich sprachen, starb der alte Admiral. Sein Enkel kam un-

ter die Vormundschaft eines entfernten Verwandten, der schon reisefertig war, um nach Europa zurückzugehen. Mein Freund mußte ihn begleiten. Das Lebewohl, das ich ihm nachrief, ließ mich nicht ahnen, daß wir nach wenigen Jahren als reife Jünglinge uns auf einem andern Theater wiederfinden würden.

Eine neue Wendung im Schicksale meines Vaters zog das meine mit sich fort. Der Vicekönig, mit dem mein Vater sich nicht zum besten vertrug, hatte, ohne ihn zu fragen, in Madrid einen Cabinetsbefehl ausgewirkt, wodurch mein Vater angewiesen wurde, seine Stelle in Quito mit einer ähnlichen in der Havana zu vertauschen. Gleichgültig reisete ich mit. Peru war mir fremd geworden, seitdem ich über den großen Ocean hin vergebens nach meinem Geliebten blickte.

Der Lärm einer Seestadt, wie Havana, betäubte mich, statt mich zu zerstreuen. Ich war

verwöhnt worden. Ich sank nieder unter dem Gefühle, mich keiner Seele mittheilen zu können. Ich konnte nicht ausdauern unter fremden Menschen.

Ein schwüler Mißmuth löschte langsam mein geistiges Feuer aus. Schiffsnachrichten und Gebetsformeln abgerechnet, fand sich fast kein Buch in Havana, und beide dienten nicht wohl, meine ersterbende Denkkraft zu beleben. Es war die höchste Zeit, wenn etwas aus mir werden sollte, daß ich die Bekanntschaft des Mannes machte, der vom Schicksale angewiesen war, mein Lehrer zu werden.

Außer den mancherley abenteuerlichen Expeditionen, die ich in's Innere der großen Insel unternahm, um Entdeckungen zu machen, besuchte ich öfter die Küste, und hatte meine Freude an der unendlichen Aussicht auf das Meer. Etwa eine Stunde vom Hafen, wo die flache Gegend sich in Hügel und Sandberge verliert,

liert, ragte eine Erhöhung des Ufers, unterwärts ausgehöhlt von der spülenden Brandung, wie eine Sandscholle schräg und halbschwebend über das Wasser hin. Auf ihrer äußersten Zunge stand vermuthlich schon seit langer Zeit, wo das Meer noch nicht so weit vorgedrungen war, ein alter Palmbaum, halbzerstört in seiner Krone, aber mit festen Wurzeln eingeklammert in den lockern Boden. Der Platz unter dieser Palme war mein liebster Ruheplatz. Ich ließ es, voll Vertrauen auf meine Fertigkeit im Schwimmen, darauf ankommen, einmal mit dem Boden unter mir und meiner Palme zugleich ins Meer zu stürzen. An einem schönen Abend bemerkte ich hier, wo sich sonst selten ein Mensch sehen ließ, in einiger Entfernung einen wohlgekleideten Mann stehen, der mich aufmerksam betrachtete. Dreister, als jemals, rückte ich dicht auf den Rand der Sandscholle, und im Augenblicke brach sie auch, und

ich

ich lag unten. Der auf mich stürzende Sand machte meine Schwimmerkünste zu Schanden. Unbehülflich taumelte ich im Wasser, verlor meine Besonnenheit und sank. — Als ich die Augen wieder aufschlug, und mich noch in der Welt und auf dem Trocknen wiederfand, erkannte ich sogleich den Mann, der mich vorher betrachtet hatte und jetzt triefend neben mir stand, als meinen Retter.

Der Mann war — wie sich nachher zeigte — ein englischer Arzt. Aus Liebhaberey zur Naturkunde besuchte er die westindischen Inseln. Jetzt kam er eben von einem botanischen Spaziergange zu Hause, als ich unter der Palme saß. Er hatte den reichsten Güterbesitzer auf der Insel von einer tödtlichen Krankheit geheilt. Nach dessen Landhause nöthigte er mich mitzugehen, weil es dahin nicht so weit war, als nach der Stadt. Als Sohn des Gouverneurs wurde ich mit Höflichkeit von meinem neuen Be-

kannten überhäuft, vergaß ihrer aber über dem Engländer, dessen Blick, Miene, Ton und Gang mir reizend und seltsam, anziehend und abschreckend vorkam.

John Clarton — so hieß er — war ein Mann von dreyßig Jahren, nicht groß von Figur, aber gesetzt. Sein Auge war lebhaft und finster; sein Gesicht voll und ohne starke Züge. Er sprach wenig und sehr geschwind. In seinem ganzen Betragen war etwas Abgerissenes, das aber keine Unruhe verrieth, und gar nicht mißfiel.

Es wäre immer der Erzählung werth, wie der Geist dieses Mannes mit dem meinen so bald vertraut wurde, und doch sich selbst so lange von mir suchen ließ. Da aber nur das Resultat meines vertrauten Umgangs mit ihm, der etwas über ein halbes Jahr dauerte, auf meine weitern Schicksale entscheidenden Einfluß hat, so theile ich dir jetzt auch nichts mit, als dieses.

Ein Bote des Lichts war John Clarton für meinen zum Nachtwandeln nicht geschaffenen und doch mit lauter Nacht umgebenen Geist. Wenn ich mich freue, daß kein mythologischer und kein metaphysischer Traum meine Vernunft verwirrt, so verdanke ich es ihm. Wenn ich unter den Millionen, die in dumpfer Unterthänigkeit mit Brot und Ruthen regiert werden, einer der Wenigen bin, die Freyheit und Seelenadel in heller Wahrheit erkennen, so verdanke ich es ihm. Wenn die Gesetze meines Thuns und Lassens, unabhängig von der Entscheidung eines überirdischen Gesetzgebers, und ohne nothwendige Erwartung einer vergeltenden Ewigkeit auf sich selbst beruhen, so verdanke ich es ihm. Er war für mich der Apostel der Wahrheit.

Was seiner Philosophie den Eingang in meinen unaufgeräumten Verstand erleichterte, war eben das, was ihr bey einem gebildeteren Kopfe die größte Schwierigkeit in den Weg gestellt

haben

haben würde. Zum Glauben war ich angewiesen worden, zum Denken nie. Alle die subtilen Knoten, durch welche die natürliche Wahrheit mit der übernatürlichen zusammenzuflechten eure Protestanten versuchen, kannte ich nicht. Ich war zu katholisch, um mir etwas von meinem Glauben abdingen zu lassen. Aber ein Lehrer, der gar nichts glaubte, machte mich leicht zum Proselyten.

Der Zufall, der mir meinen Lehrer zugeführt hatte, veranlaßte bald auch einen näheren Umgang zwischen dem Hause des reichen Mannes, der mich aufnahm, und meinem Vater. Der reiche Mann hatte eine einzige Tochter, der nach seinem Tode sein Vermögen zufiel, ein feuriges, frühreifes, orientalisch gesinntes Mädchen, zwischen vierzehn und funfzehn Jahren. Mein Vater erkundigte sich sehr angelegentlich bey mir, wie mir dieses Mädchen gefiele, und war vergnügt, als ich ihr, eigentlich mehr aus

den Sinnen als aus dem Herzen, eine feurige Lobrede hielt. Zutraulich erzähle ich dieß meinem Engländer. Auf einmal veränderte der Mann, den ich von dieser Seite für unverwundbar hielt, die Farbe, verliert alle Besonnenheit und bittet mich, ihn allein zu lassen. Ich gehe. Aber noch keine Viertelstunde bin ich fort, so kömmt er mir schon nach, und entdeckt mir — wie der Mann mich kannte! — ohne Rückhalt, daß er für dieses Mädchen eine unauslöschliche Leidenschaft fühle, daß sie allein ihn an den westindischen Himmel feßle, und daß sie längst die Seine seyn würde, wenn nicht ihr Vater, der von keiner der ersten Familien war, darauf bestände, seinen Reichthum gegen den alten Adel eines spanischen Grande in seinem Schwiegersohne umzusetzen.

Es bedurfte keiner Bedenkzeit bey mir, um den guten Clarton ganz zu beruhigen von meiner Seite. Aber ein Project zu hemmen, worüber

die beiden Väter schon einverstanden schienen, war nicht so leicht; und Clartons Absichten durften nicht so laut werden. Hin und her zogen sich die gutgemeinten Intriguen unter uns, bis endlich mein Vater mit mir sprach. Er tadelte mein wunderliches Betragen gegen das Mädchen. Kurz und gut wurde mir befohlen, förmlich zu werben. Kurz und gut protestirte ich dagegen. Mein Vater nannte mich — ich war gerade zwanzig Jahr alt! — ein Kind, und kehrte mir verächtlich den Rücken zu.

Vielleicht hätte das sonderbare Verhältniß, in das wir alle gegen einander geschroben waren, — wir glichen den bezauberten Rittern auf dem Schloß der Alcina, die versammelt waren, ohne einander zu erkennen — auf Jahr und Tag sich erhalten, wenn mein philosophischer Freund vorsichtiger in den geheimen Zusammenkünften mit seinem Mädchen gewesen wäre. Aber sein Spiel wurde verrathen. Den beiden Vätern gingen

auf einmal die Augen auf, und ihr vereinigter Unwille stürzte sich auf den armen Clarton. Ohne Rücksicht auf das, was er dem Hause des reichen Mannes geleistet hatte, wurden seine Besuche verbeten.

Jetzt war die Reihe an mir. Dem Manne, den ich mit schwärmerischer Dankbarkeit wie einen Propheten verehrte, nicht länger wie ein Stein im Wege zu liegen, entzweyte ich mich lieber mit meinem Vater. Ich machte Anstalt, für Clarton das Mädchen zu entführen, als Clarton plötzlich verschwand. Kein Nachsuchen und kein Nachfragen gab meinem zerstörten Herzen die geringste Kundschaft von ihm.

Man ließ mich ausweinen. Erst nachdem ich still geworden war, klopfte mein Vater wieder sehr freundlich und sehr leise mit den alten Vorträgen an. Ich, fest entschlossen, es folge daraus was da wolle, nun und nimmer auf den Trümmern der Wünsche meines unglücklichen Lehrers

mich anzubauen, gab kurzen Bescheid; und als dieser für Scherz aufgenommen wurde, that ich den feyerlichsten Schwur, eher zu sterben, als mich so zu versündigen gegen den, der mir das Leben gerettet und mich zum wahren Menschen gebildet hatte. In diesen traurigen Augenblicken durchbrach die verschlossene Heftigkeit meines Vaters ihre Schranken. Er nannte mich einen ungerathenen Sohn; er wolte mich körperlich mishandeln; er hieß mich fortgehen und ihm nie wieder vor die Augen kommen. Mit stummer Wuth ergriff ich den Befehl, stürzte auf mein Zimmer, raffte, was ich von Geld und Kostbarkeiten besaß, zusammen, und rannte, ohne mich umzusehen, nach dem Hafen. Wäre an diesem Tage kein Schiff ausgelaufen; welch eine ganz andere Aussicht in ein ganz anderes Leben! Aber die Katastrophen unsres Schiksals hängen an Augenblicken. Ein französischer Kauffahrer, der eben unter Seegel gehen wolte, nahm mich mit. Nach einer

Stunde dämmerte schon die Küste der Insel hinter mir in grauem Nebel.

Die Reise nach Brest, wohin unser Schiff bestimmt war, erforderte Monate. Ich hatte also Muße, während das Einerley von Himmel und Wasser mich von keiner Speculation abzog, zu überlegen, was ich gethan hatte und was ich thun wolte. Beides kostete mich kein schmerzliches Besinnen. Ich war mit mir zufrieden und umarmte schon im Vorgefühle meinen Freund in Sicilien.

Wir landeten auf einige Tage zu Port-au-Prince auf St. Domingo, wo unser Capitain Geschäfte hatte. Während das Schiff vor Anker lag, wanderte ich, wie die übrigen Mitreisenden, von einem Orte der Stadt zum andern umher, ohne zu finden, was ich suchte. Als ich nach dem Hafen zurückkam, fand ich viel Volks, das einer Lustparthie auf dem Wasser zusah. Auch ich sah zu. Ein kleines artiges Fahrzeug, das

schon lange das Volk im Hafen interessirt hatte, stieß, als es mit Pauken- und Trompetenschall gerudert kam, gegen ein größeres eben auslaufendes Boot und schlug um. Wer von uns helfen konnte, stürzte sich hin. Ich war keiner der Letzten. Aber unser Aller guter Wille hätte denen nicht helfen können, die sich gar nicht auf's Schwimmen verstanden, wenn nicht die Negersklaven aus dem umgeschlagenen Fahrzeuge uns zuvorgekommen wären. Sie hielten ihre sinkenden Gebieter und Gebieterinnen im Wasser schwebend, bis wir sie in unsre Boote aufnehmen konnten.

Verschiedne prächtig gekleidete, aber halb todte Frauenzimmer zogen unter den Geretteten die meiste Aufmerksamkeit an sich. Eine schöne Ohnmächtige, die wir in unser Boot gezogen hatten, lag blaß wie eine entschlafene Heilige, die Augen geschlossen, das durchnäßte Kleid dicht geschmiegt an einen Wuchs, wie aus dem griechi-

schen Himmel. Zwey Matrosen, ernsthaft und ehrerbietig, wie ich noch nie einen Matrosen sah, hielten sie, und einer rieb mit seinem braunen seidenen Halstuche sanft ihre Schläfe. Sie erhohlte sich, als ich eben sie mitanfaßte, um sie aus dem Boote zu tragen. Auf mich fiel ihr erster Blick, als sie die Augen wieder aufschlug. Und zu gleicher Zeit wurde das Signal zur Abfahrt gegeben.

Ich stieg in unser Schiff als ein ganz anderer Mensch. Wir gingen unter Seegel. Ich sah und hörte nicht. Wir gewannen die offene See. Ich sah vom Verdeck herab starr auf die rastlosen Wellen. Warum — fragte ich mich auf einmal, als ob ich aus einem Traume erwachte — warum bist du denn nicht zu Port-au-Prince geblieben? Es hätte mir nie an Gelegenheit fehlen können, mit andern Schiffen nach Europa zu seegeln. — Nach sieben Wochen sahn wir die Küste von Frankreich, und ich

nahm

nahm mir vor, wenn ich meinen Freund besucht hätte, nach St. Domingo zurückzureisen.

Das menschliche Herz spielt dann am liebsten mit Luftbildern, wenn es von Sehnsucht leidet und den Genuß des Wirklichen verschmäht. Der erste Tritt auf den europäischen Boden rückte mir das Bild meines Freundes, den ich nun, die kleine Ueberfahrt von Neapel nach Sicilien abgerechnet, zu Lande erreichen konnte, so dicht vor die Augen, daß ich auf meiner fliegenden Reise durch Frankreich und Italien, nur ihn sah, und nur das dachte, was ich ihm sagen wollte. Und als ich in Palermo ihn, ganz wie er war, in meinen Armen wiederfühlte, versank mir die Zeit unsrer Trennung in ein solches Dunkel, daß der einzige helle Funken darin, die Begebenheit auf St. Domingo, sich unmerklich verlor.

Mein Freund war, seiner Neigung gemäß, Officier bei der Marine geworden. Sein Vor-

mund, bey dem er wohnte, bekleidete eine ansehnliche Stelle bey der Regierung zu Palermo, und gab, als ein Mann von Geist und Geld, in den Zirkeln der dortigen glänzenden Welt den Ton an. Unter dem Namen des neuen Pylades, der von der andern Hemisphäre gekommen sey, seinen Freund wieder zu sehen, wurde ich den Damen vorgestellt. Ich hatte bald Gelegenheit, zu finden, daß wahrer oder eingebildeter Heroismus, wenn er nur auf irgend eine Art von milden Tugenden begleitet wird, die sicherste Empfehlung bey weiblichen Herzen ist. Lästig fiel es mir freylich, daß ich meinen Namen nicht verdiente; aber ablehnen durfte ich ihn nicht, um die nächste Veranlassung meiner Abreise von Havana nicht zu verrathen.

Die Erzählung meiner wahren Begebenheiten, die ich meinem Freunde mittheilte, hing mit meiner neuen metaphysischen und politischen Erleuchtung, oder, wie ich es in Clartons

Sprache nannte, dem Triumphe meiner freyen Vernunft über alle sichtbare und unsichtbare Tyranney zusammen. Das süße Gefühl, zu lehren, was ich eben gelernt hatte, setzte mich in Begeisterung; und die Begeisterung machte, daß ich selbst in eben dem Maße immer weiter sah, wie es mir glückte, meinen Freund von Stufe zu Stufe zu helleren Einsichten zu erheben. Auch unsere Temperamentsverschiedenheit kam mir bey meiner Selbstcultur zu Statten. Von Natur zum Ungestüm hingerissen, wo Alles um mich her träg und kalt war, wurde ich der Kältere und Vorsichtige, so bald meines Freundes Geist zu rasch meinen Phantasien folgte.

Wenn doch die Zeit der Begeisterung auch die Zeit der Erfahrung wäre! Zu schöneren Absichten, als wir, vereinigte sich wohl nie ein brüderliches Paar. Wir wollten das schöne Sicilien, die Perle der Inseln, von dem Joche der dumpfen Bigotterie befreyen, die Priester des Fana-

tismus

tismus verjagen und eine freye Religion pre-
digen, nach der jeder Mensch sein eigner Prie-
ster seyn und seinen eignen Gott verehren sollte
nach seiner Erkenntniß. So viel Beson-
nenheit behielten wir aber mitten im Sturme
unsrer Phantasien, daß wir begriffen, zur Aus-
führung eines solchen Werks würden Männer
erfordert und nicht Jünglinge. Wir schlossen
also nur einen Bund für die Zukunft, und
fingen sehr vernünftig unsre Vorbereitung mit
dem Studium des Macchiavell und der römi-
schen Autoren an.

Die Politik mußte sich vertragen lernen mit
der Galanterie. Mein Freund dachte — und
hatte nach seinen Erfahrungen recht, so zu den-
ken — von den Weibern etwas libertinisch.
Nicht sowohl sein Beyspiel — denn Beyspiele
haben mir nie geschadet — als die zahllosen Ge-
schichtchen der schönen Welt von Palermo, die
mir durch ihn und Andere erzählt, und bald

durch

durch einige, die ich selbst erlebte, beglaubigt wurden, zogen mich nach und nach in ein Flatterleben, das mir zur Erhohlung nicht übel däuchte. Hier sammelte mein Geist Stoff zu Meditationen über die Weiber.

Ein ganzes goldenes Jahr schwebte mir wie ein Sommermorgen vorüber. Unzertrennlich von meinem Freunde lernte ich, um einen Eintritt in die Staatswelt zu finden, und weil die Ausrüstung einer Flotte mit in unsern Plan gehörte, den Seedienst. Meine Gunst bey den Großen war so wirksam, daß ich früher, als ich es erwarten konnte, die gewünschte Uniform trug.

Ein Kreuzzug sollte gegen die Corsaren unternommen werden. Mein Freund ruhte nicht, bis wir beyde von der Partie waren; und mit Ruhm bestanden wir unser erstes Seeabenteuer. Nach langem Umherschwärmen auf dem mittelländischen Meere jagten wir endlich zwey Tunesische Galeeren auf, eroberten sie nicht ohne

Blut,

Blut, und brachten sie im Hafen von Neapel ein. Mein Betragen im Gefechte hatte Folgen. Der Commandör unsrer Flotille fand es für gut, mein Lob zu verbreiten. Der König ließ mich zu sich kommen, beschenkte mich, und ernannte mich zum Hauptmann.

Jetzt war der neue Pylades — denn diesen Nahmen konnten die schönen Sicilianerinnen nicht vergessen — nach seiner Wiederkunft in Palermo zum zweyten Male der Held der Gespräche. Fortuna schien ihren ganzen Reichthum über ihn auszuschütten. Die Rosen in meinem frischen Lorbeerkranze dufteten dem Neide zum Trotz. Am Arme meines Freundes träumte ich eine Zukunft, die eines Engels würdig war und einem Welteroberer genügen konnte.

Aber ich sollte noch glücklicher werden. In einer schönen Mondnacht, wo, nach dortiger Sitte, eine Menge Menschen auf den öffentlichen Spatziergängen zu Fuß und zu Wagen

langsam

langsam hin und her in lieblicher Heiterkeit schwirrten und ich mit meinem Freunde nicht ohne Muthwillen eine Musterung über alle Weiberköpfe hielt, die, verschleiert und unverschleiert, der verschönerten Feerey des Mondlichts genossen, stießen wir auf einen unbekannten und ungewöhnlichen Zug. Vier stattlich gekleidete Mohren mit hohen Turbanen schritten wie Trabanten neben einem offnen Wagen her, in welchem zwey verschleierte Frauenzimmer saßen. Zwey Bediente, ganz vergoldet und versilbert, standen hinten auf. Wir erkundigten uns, wer die Damen wären; aber Jedermann, den wir fragten, war so neugierig und so unwissend als wir. Unsere Laune trieb uns, dem Wagen in der Entfernnng zu folgen, bis er die Promenade verließ; und als er vor einem ansehnlichen Hause still hielt, drängte ich mich dicht hinan. Das Frauenzimmer, das zuerst ausstieg, warf den Schleier zurück. Ich

sah

sah ihr in's Gesicht, und sie mir. Starre Verwunderung fesselte unsere Blicke zusammen. Aber ehe das Bild des Mädchens von St. Domingo, die ich aus dem Wasser hatte retten helfen, in meinem Gedächtnisse auflebte, schlüpfte sie in die Hausthür.

Da wär' ich denn, mein Donamar, an der Grenze des zweyten Theils meiner Geschichte. Aber diesen seinem wahren Inhalte nach zu erzählen, reichte meine Lebenszeit nicht hin. Sammle, wenn du kannst und willst, die Fragmente des Gemäldes, das ich nicht vollenden kann, aus unsern Gesprächen zurück, und laß, was du weiter wissen möchtest, für künftige Gespräche aufgespart seyn. Nichts, als was zur Chronik gehört, zeichne ich hier auf.

Wenige Tage vergingen; und die Ankunft der zwey merkwürdigen Westindianerinnen wurde das Gespräch von ganz Palermo. Länger währte es, ehe man ihren Stand und Namen

erfuhr; und erst nach drey Wochen traf ich sie in einem angesehnen Hause in Gesellschaft. Die ältere von ihnen nannte sich Marquise de Poncet und die jüngere, eine Nichte von jener, Gabriele de Montluçon. Was Beide bewogen hatte, einen Ort zu ihrem Aufenthalt zu wählen, wo sie niemand kannten und von niemand gekannt wurden, blieb ein Geheimniß. Manche Zungen flüsterten Böses; aber der edle Gesellschaftston der Marquise und die feine Sittsamkeit ihrer Nichte, deren sichtbare und geistige Schönheit alle Gesellschaftszirkel belebte, nöthigte das Gerücht, zu verstummen. Unbekümmert um ihre Geheimnisse, nahm man sie für das, was sie waren. Sie glänzten in den ersten Häusern, und waren von Verehrern umringt.

Die ganze große Schule der Liebe, alle Arten und Grade der Sehnsucht, der Verzweiflung, und der wiederkehrenden Hoffnung mußte ich durchfühlen, ehe der erste Kuß von

meiner Gabriele mich auf einen Thron hob, von dem ich die ganze Welt wie ein Sandkorn unter mir sah.

Mein Freund, der sich mir nicht nachschwingen konnte, störte mein Glück durch kein unzeitiges Erinnern an unsere vorher gemeinschaftlich geglaubten und befolgten Maximen. Die Marquise wollte mir wohl. Die süßeste Heimlichkeit sicherte meine Freuden. Aber als auch Gabrielens Herz ganz mein war, entdeckte sie mir doch nur die wenigen Fragmente von ihrer Geschichte: Sie sey aus einer deutschen Familie, ohne Vermögen und ohne Eltern, durch einen Eid gebunden, ihren Geschlechtsnamen zu verschweigen, und ganz abhängig von der Marquise. Diese habe sie zur Erbin ihrer Reichthümer eingesetzt unter der strengen Bedingung, daß sie nie eine Heirath einginge, gegen die die Marquise eine Einwendung machte.

Eine Seele, wie die meine damals war, mußte durch das Sonderbare dieser Verhältnisse mehr erfreuet als beunruhigt werden. Interesse für Nebensachen war nie mein Fehler gewesen. Aber die Marquise so zu gewinnen, daß sie meiner Gabriele erlaubte, mir ihre Hand zu geben, war eine mißliche Unternehmung; denn diese bey aller Verständigkeit sehr am Zeitlichen klebende Frau hatte erklärt, daß sie bey ihrem Leben sich nicht von dem Ihrem scheiden und Gabrielens Hand keinem Manne zugestehen würde, der auf ihren Tod warten müsse, um seine Gattin mit Glanz in die große Welt einzuführen. Was konnte ich in meinem unzuverlässigen Glücksstande von solchen Entschließungen erwarten? Oefter hatte ich schon, seitdem ich meine Rolle in Palermo spielte, an meinen Vater geschrieben; aber kein Schiff brachte mir Antwort mit.

Während ich so, bey aller Ursache, den Muth sinken zu lassen, voll Selbstvertrauen und Hoffnung die Zukunft über der Gegenwart vergaß, und unter andern auch Deutsch lernte von meiner Gabriele, wurden die Corsaren wieder übermüthig. Es kam Befehl vom Hofe, mit einer verstärkten Eskadre gegen sie auszulaufen und Tunis zu bombardiren. Amt und Ehre zogen mich mit. Die gewagte Rechnung auf eine Beute, die mich zum reichen Manne und Gabrielen zu meinem Weibe machen sollte, füllte mich mit Heldenmuth und lachenden Träumen.

Schon am zweyten Tage, nachdem wir ausgelaufen waren, trennte ein Sturm unsere Eskadre. Die Fregatte, die ich commandirte, trieb sechs Stunden auf gutes Glück umher. Der Sturm legte sich; aber wir waren allein. Nach langer Anstrengung der Arme und des Geistes, unsere Flotte wieder zu finden, entdeckten wir endlich zwey Schiffe. Wir arbeite-

ten freudig, sie einzuhohlen, und erkannten sie zu spät für barbarische Galeeren. Das ungleiche Gefecht fing an. Ich stürzte auf dem Verdecke, von einer Flintenkugel getroffen, zu Boden. Meine Leute geriethen in Verwirrung. Wir waren verloren. Die Barbaren enterten mit dem Säbel in der Faust. In Ketten kam ich wieder zu meinem Bewußtseyn.

Der sich beym öffentlichen Verkauf der Beute und der Sklaven in Tunis das Eigenthumsrecht über meine Person erwarb, war ein alter Aga. Ob er mich gleich wie einen Hund anredete, faßte ich doch Vertrauen zu seiner Miene. Aber zum erstenmal seit meiner Gefangenschaft schlug ich hoffnungslos meine gefesselten Hände zusammen, als ich mit den übrigen Sklaven des Aga nach einer seiner Besitzungen tief im Lande abgeführt wurde. War es wahrscheinlich, daß eine Ranzion mich dort jemals erreichen würde? Der alte Aga folgte uns bald nach. Er

beruhigte mich dadurch, ohne es zu wissen, wenigstens so weit, daß ich den Gedanken, meinem verunglückten Leben ein rasches Ende zu machen, wieder aufgab.

Nur wenige Tage nach der Ankunft am Ort unserer Bestimmung wurde ich wie die andern Sklaven behandelt. Sobald der Aga, ein großer Liebhaber der Musik, erfuhr, daß ich verschiedene Instrumente spiele, ließ er mich die Probe machen auf einem barbarischen Flageolet. Gleich darauf sprach er mich frey von aller harten Arbeit. Aber was war mir dieses? Meine Seele litt mehr als mein Körper. Sie litt härter, da sie Ruhe hatte, zu leiden.

Wenn ich mit meinem zerstörten Gesichte die Töne der Freude sehr disharmonisch begleitete, sah mich der alte Mann aufmerksam an und schien mich trösten zu wollen. Aber die Verschiedenheit unserer Sprachen machte alle nähere Mittheilung unmöglich. Monate vergingen,

gen, eh ich so viele türkische und arabische Wörter gesammelt hatte, daß ich verstehn konnte, wie gut es mein Gebieter mit mir meinte. Unterdessen wurde er immer freundlicher gegen mich. Er ließ es sich zuweilen ordentlich angelegen seyn, mich zu zerstreuen. Bald machte er mir kleine Geschenke. Bald lobte er mich und nannte mich seinen Sohn. Endlich, als ich ihm meine Gesinnungen verständlicher zu machen vermochte, wuchs seine Zuneigung zu mir nach und nach zu einer wirklich väterlichen Zärtlichkeit.

Begreiflich war mir nun auch, daß sich niemand meldete, mich zu ranzioniren. Der gute Alte gestand mir, daß er mir, was ich verlangte, geben, aber nie mich missen und um keinen Preis verkaufen werde. Was ich als eine wundergleiche Wohlthat des Schicksals dankbar empfangen hatte, wurde nun eine neue Quelle der Verzweiflung für mich.

Nach etwa anderthalb Jahren fiel mein Verpfleger — denn als Herr hatte er mich längst nicht mehr behandelt — in eine tödtliche Krankheit. Sein jüdischer Arzt rieth ihm, sein Haus zu bestellen. Da er ohne Kinder war, vertheilte er seine meisten Schätze unter die Weiber seines Harems, gab mir die Freyheit und hunderttausend Zechinen, und befahl mir, ihm die Augen zu zudrücken, wenn er todt sey. Guter, herzlicher Jussuf! Meine Brust schlägt noch bey deinem Gedächtnisse, und wehmüthige Dankbarkeit begleitet deinen Namen in meiner Seele. Hätte mein Glück nur in deiner Hand gelegen; ich würde deinem Schatten ein erfreulicheres Opfer bringen.

Wie ein Held lief ich im glücklichen Hafen von Palermo ein. Ich drückte meinen Freund an mich — und diese Minute war die letzte reinglückliche meines Lebens.

Gabriele hatte mehrere von der Marquise begünstigte Liebhaber mit reichen Anträgen ausgeschlagen, ungeachtet sie mich als todt beweinte. Sie war darüber mit ihrer Patronin zerfallen und in ein Kloster geflüchtet. Der Tag, wo sie das Gelübde ablegen wollte, war schon bestimmt. — Die Entführung einer Nonne war, wie ich durch Beyspiele wußte, eins der möglichen Dinge. Statt aber mit geordneten Vorstellungen auf Mittel zu sinnen, wie ich den Pfaffen — die freilich eine so schöne Beute fest zu halten pflegen — meine Gabriele gütlich entziehen könnte, machte ich das, was als letztes Zufluchtsmittel immer übrig geblieben wäre, zu meinem ersten Entschlusse. Mein Freund stimmte ein. Im Rausche der Ueberraschung und um die Weitläuftigkeit zu vermeiden — was war uns nicht jetzt ein Augenblick! — willigte selbst Gabriele, der mein Freund sogleich ein Billet von mir zu zuspielen wußte, in die vorgeschla-

gene Entführung. In drey Tagen sollte das berühmte Fest der heil. Rosalia mit der gewöhnlichen Laternenpracht die ganze Nacht durch gefeyert werden. Der Abend vorher, wo Jedermann im Kloster mit den Zurüstungen beschäftigt war, sollte der Abend unsres Glücks werden.

Wenn du das, was nun geschah, verstehen willst, mußt du zweyerley im Voraus wissen. Bey meiner Abreise von Tunis hatte ich einen Rudersklaven, weil er sich einen Sicilianer nannte, von der Galeere losgekauft. Der Kerl blieb bey mir als Bedienter. Sein verschmitzter Kopf schien mir eine vortreffliche Acquisition zur Berichtigung meiner Angelegenheit mit allerley Leuten zu seyn, deren Dienste ich jetzt bedurfte. Ich rechnete nicht auf seine Dankbarkeit, aber auf sein eigenes Interesse, und bedachte nicht, daß er dieses anderswo vielleicht noch besser finden könnte. — Mein Freund hatte während meiner Abwesenheit ohne hinlängliche

Seiten-

Seitenblicke meine metaphysischen und politischen Lehren verkündigt, eine Anzahl junger Leute in unsere Mysterien eingeweiht, und vergessen, daß zwar kein grausames aber doch immer ein furchtbares Inquisitionstribunal über ihn wachte.

Als der große Abend gekommen, ein Schiff im Hafen für uns bereit und Alles Uebrige durch meinen schlauen Diener, wie ich meinte, besorgt war, hielt ich mit meinem Freunde in einem Wagen unter einer Bedeckung von bewaffneten Bedienten nicht weit vom Klosterthore. Mein Sicilianer, als Träger gekleidet, mußte sich, als ob er da Verrichtungen hätte, in das Kloster wagen und Gabrielen das verabredete Zeichen geben. Im Augenblick, wo sich mein ganzes Lebensgefühl fast im Schwindel der Erwartung verlor, stürzt der Sicilianer athemlos aus dem Klosterthor auf uns zu und beschwört uns bey allen Heiligen, auf eine Viertelstunde in eine Seitengasse zu fahren, weil wir sonst

alle verloren wären. Blindlings gehorchen wir dem Befehle dieses Menschen. Nach einigen Minuten fliegt er wieder zu uns, flüstert aber nur im Fluge, es werde Alles gut gehen, wenn wir dort blieben, und verschwindet wieder. Wer hätte in dieser Geschäftigkeit das durchtriebenste Bubenstück vermuthet? Die Folterstunde meines Lebens war diese. Ich hielt sie aus. Der Bösewicht kam nicht wieder. Jetzt erst schöpfte mein Freund Verdacht. Wir ließen den Wagen halten und rannten aus der Gasse nach dem Klosterthor. Kein bekanntes Geschöpf ließ sich blicken. Als wir so, wild und zitternd, umherlauschten und spähten, kam ein Zug mit Gewehren und Fackeln auf uns zu. Wir wollten ihn vorbeyziehen lassen. Er umringte uns. Der Anführer sprach das höllische Wort: Im Namen der heiligen Inquisition!

Nun, Lieber, ist meine Geschichte zu Ende. Was zwischen dieser Stunde und der, die mich

mit

mit dir vereinigte, geschehen ist, hab' ich eigentlich nicht erlebt. Es ist ein Traum, von dem ich nichts weiter zu sagen weiß, als daß ich jeden Tag wünschte, er möchte sich in ewigen Schlaf verlieren.

Mein Freund starb nach fünf Monaten im Kerker. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Mich befreyete sein Vormund durch eine Bestechung, wozu er die Hälfte meiner bey ihm abgelieferten Zechinen verwandte, nach vierzehn Monaten. In den Gewölben, wo er mich verheimlichte, als schon ein Preis auf meinen Kopf gesetzt war, las ich einen Brief, der mir den Tod meines Vaters meldete. Ich hörte, daß Gabriele an eben dem Abend, wo ich in Verhaft genommen wurde, im Kloster vermißt und nicht wieder gefunden sey. Wie sie entflohen ist? und wohin? davon habe ich nicht einmal die Spur einer Nachricht entdecken können, und deßwegen geglaubt, sie müsse gestorben seyn, bis ich, kurz

nach

nach deiner Abreise von mir, in einem französischen Deserteur einen meiner ehmaligen Bedienten wiedererkannte, der mir betheuerte, er habe Gabrielen noch vor einem Jahre zu Valenciennes im französischen Flandern gesehen. Sie habe ein Fenster aufgemacht, schräg gegenüber der Stelle, wo er auf dem Posten gestanden, und habe ihn lange angeblickt. Weiter aber wußte er nichts.

Und was brauchst du nun noch von mir zu wissen? Meine Rolle in der thätigen Welt ist zu Ende. Wem das Schicksal keine Freude mehr übrig gelassen hat, der kann durch das Wenige, das er thut, der Welt nicht viel mehr nützen. Auch ist die Welt, in der ich wirklich noch lebe, nur eine Gedankenwelt. Das große Räthsel der ewigen Wahrheit zu lösen, vergesse ich aller Thorheit, aller Planlosigkeit, alles Aberwitzes und aller Bosheit der Menschen. Meine Philosophie, wenn sie sich so nennen

darf, ist praktisch, aber nur für mich. Ich disputire über kein Dogma. Aber was ich glaube, ist jetzt mein einziger Schatz. Warum sollte ich ihn dir nicht zum freyen Gebrauche anbieten? Aber ein andermal. Donamar, verachte den frostigen Grübler! Wer mit Dogmen und Sentenzen schimmert und spielt, der hat nicht einen Tropfen der Freude gekostet, die der lebendigen Wahrheit im Innersten unseres Wesens entströmt.

Was ist wahr? Was ist gut? fragte schon mancher unruhige Mensch, ohne zu bedenken, daß er vorläufig hätte fragen sollen: Wer bist denn du, der du fragst?

II.

Graf Donamar an St. Julien.

Leipzig, d. 28. Febr. 1759.

Wo bist du, mein verfolgter, vom Schicksale mißhandelter Freund? Mein Auge sucht dich überall; und doch schäme ich mich, von dir auch nur in Gedanken gesehen zu werden. Ich will mich vergessen, und an dich denken.

Ehe ich wußte, was du erduldet hast, glaubte ich schon, dich zu kennen, deinen behutsamen Schritt und dein Lächeln über meine Raschheit zu verstehen. Aber wie verstand ich dich? Wie ein Schüler, der an der Grammatik herum stümpert, einen Homer oder Horaz, oder wie ein Schulmeister, der in seinem Leben kein Schlachtfeld gesehen hat, die Commentarien

Cäsars. — Aber in dem Abgrunde, in den mich nun auch mein Schicksal niedergeschmettert hat, fange ich an, dich zu begreifen.

Kostet denn die Weisheit immer so viel? Kostet sie uns alles Wohlgefallen am Leben?

Wer hätte mir prophezeyet, als ich dir zum ersten Male die Hand drückte, daß ich mich bald mit dir vergleichen sollte, um zu fragen, ob ich nicht härter leide, als Du? Du, Guter, leidest nur; aber ich büße. Dich hat eine verkehrte Ordnung der Dinge überwältigt; aber ich bin betrogen, fürchterlich, gräßlich betrogen, wo ich liebte, wo ich anbetete. Ich hasse mich selbst, und rette mit Noth meinen schwachen Glauben an menschlichen Adel.

Da steh' ich nun wie ein Schatten! In meinem Innersten mehr todt als lebendig strecke ich die matten Arme aus, und kann nichts mehr greifen noch halten. Was ist, ist nicht für mich. Die große Natur bewegt mein Herz

nicht mehr. Und gar mein liebes Vaterland — o! das liegt mir so weit aus dem Gesichte, wie dir deine peruanischen Silbergebirge. Ich finde keine Worte, dir die Zerrüttung meines ganzen Wesens begreiflich zu machen; und Gott bewahre dich, daß du sie nie fühlst. Ahnung des Nichts möchte ich mein sterbendes Leben nennen. Aber ich gerathe in Widersinn, wenn ich die Verwirrung aller meiner Gedanken denken und nennen will. Jetzt hasche ich nach dieser Phantasie, jetzt nach jener, und lache vor Erbitterung, wenn der ganze Bilderkram, der Wirklichkeit heißt, mir entschlüpft, wie ein Vogel, der einem einfältigen Kinde aus der Hand fliegt.

Schwiegen nur, wie mein Verstand schweigt, auch die Wünsche meines verrathenen Herzens! Wünsche? Nein; den Namen verdienen sie denn doch, Gottlob! nicht mehr. Es sind nur Erinnerungen. Aber mit satanischer Wildheit umstürmen mich diese Erinnerungen an meine verdammten

ten Freuden. Unglücklicher Freund! Weißt du auch, was das sagt?

* * *

Den 1. März.

Ich sinke immer tiefer! Das schöne Gefühl, im reinen Lichte der Besonnenheit zu denken und zu wollen, wird mir immer fremder. Fühlbar werde ich ein Ding ohne Selbstkraft, automatisch gezogen und gestoßen von finstern Vorstellungen. Soll ich mich nicht ernstlich verwundern über meine erhabene Bestimmung?

Gestern nahm ich die Feder zur Hand, um dir etwas zu erzählen, wobey mir immer ist, als hätt' ich dir's schon tausendmal gesagt und gesungen sogar. Und was hab' ich aufgezeichnet? Einfältige Variationen von O und Ach; aber keine Geschichte, wie man sie sonst von verwirrten Köpfen sich erzählen läßt, um den verlornen Schlüssel zu den Thoren ihres Verstandes, will's Gott, wieder zu finden.

Ob es mir im Grunde heilsam seyn wird, durch eine Erzählung dich aufzuklären, ist noch sehr die Frage. Aber laß den Kranken, der dem Tode schon zugehört, immerhin verbotene Speise genießen, wenn sie ihm noch eine Art von Lebensgefühl in seinen letzten Stunden gibt!

Ja, ich bin glücklich gewesen; glücklich wie ein Gott. In meinem Elysium schwebte und flog ich. Freundliche Liebesgötter gaukelten reitzend um mich her. Die Erde lag tief unter mir in goldenem Nebel. Wachend schlummerte ich wie von Orangendüften mit lieblicher Betäubung umwölkt, und schlummernd lebte ich fort im süßen Traume des Tages. Der Athem der Natur spielte mich an, wie der flüsternde Hauch meiner Geliebten. Da fragte ich nicht nach Warum? und Wie? Da brauchte ich nicht zu sinnen und zu sorgen weder für die Welt noch für mich. Der Zauberstab meiner Fee hielt Himmel und Erde in Fesseln. So lange sie

wollte, war Jahr aus, Jahr ein, ewiger May, und ich in meinem Myrtenschatten unsterblich.

* * *

Es geht so nicht. Ich muß in die Erzählung hineinrücken, ohne Einleitung.

Hier hast du einen Brief von Seltiz an mich *); den lies zuerst; und nun laß mich fortfahren.

Als mich der Lieutenant Cz** mit der rothen Brieftasche in der Hand auf sein Zimmer treten sah, stand er wie eine Säule. Auch mir rieselte ein kaltes Vorgefühl durch alle Glieder. Jedes Wort, das ich ihm sagen wollte, hatte ich im Voraus geordnet. Aber ich blieb doch mitten im Vortrage stecken.

Er sah mich wild und schmerzlich an, als er die Brieftasche nahm. — "Sie haben sie nicht geöffnet?" —

 — "Sie

*) Wahrscheinlich den XXXIsten der ersten Sammlung.

— "Sie ist mir verschlossen zugestellt worden." —

Er ging im Zimmer auf und ab. Ich erzählte noch einmal die ganze Geschichte der Brieftasche, wie ich sie durch Steltiz wußte. Meine erzwungene Fassung gab ihm Muth.

"Wohl — sagte er — wir müssen uns verstehen." — Dann riß er das Schloß auf, nahm die Briefe, besah einen nach dem andern, legte sie stillschweigend vor mir auf den Tisch und ging in eine Seitenthür. Ich sah ihm mit großen Augen nach. Sein Weggehen gefiel mir.

Mit zwey Pistolen in der Hand kam er wieder, und legte sie neben die Briefe.

— "Nun eine kleine Frage, Herr Graf! Es thut mir Leid, daß ich mich dazu genöthigt sehe. Sie können eine Beleidigung darin finden, wenn ich gleich keine hineinlege. Auf diesen Fall bin ich Ihnen Genugthuung schuldig."

Er zeigte auf die Pistolen. — "Sind Sie der Frau von Wallenstädt mehr als Freund?" —

Der Schmerz in seinem Tone fesselte meinen zuckenden Arm. — "Haben Sie ein Recht, diese Frage zu thun?" —

Seine Blicke ruheten auf den Briefen. — "Ich? Ein Recht? Wenn Sie keins haben, mir eben diese Frage zu erwiedern, so hab' ich es zwiefach. — Gesprengt muß die Mine werden; und sollten wir Beide in die Luft fliegen. — Ich weiß schon genug, um Alles mit Ihnen zu wagen. Lesen Sie diesen Brief, und dann folge das Weitere." —

Einen Brief von Laurettens Hand — einen Brief voll Liebe und Gluth — einen Brief voll Erinnerung an genossene Freuden — den schlug der unglückliche Mensch vor mir auf; den las ich zitternd, und kaum fähig, zu lesen, durch den Nebel, der mir vor die Augen trat. Ich

las dennoch zwey Mal und berechnete das Datum des Tages.

Mit klappernden Zähnen rief ich: "Wir sind also Cameraden, zwey ganz erbärmliche Cameraden!"

"Gewiß?" stürmte er mich an.

"So gewiß, als wir beide betrogen sind mit gleicher falscher Münze wohlausgezahlter Liebe. Wollen Sie mehr, so kommen Sie mit mir."

Er ging nicht mit und kam auch nicht nach. Noch in derselben Stunde hatte ich Berlin im Rücken.

* * *

Den 2. März.

Eine arme Leidende, die auf dem Wege zu meinem Herzen ihren Verstand verloren hat, wie du aus den Beylagen sehen wirst, zu trösten, bin ich hierher gereiset. Aber was kann ich für sie thun? Auch von dieser Seite wird mir

das

das Schicksal der Menschheit immer unbegreiflicher. Der büßt nicht für Sünden, die er ohne allen Zweifel begangen hat. Der leidet unverschuldet. Und ein Dritter muß gar sich einbilden, er sey schuldig, wo er es nicht ist, um für wirklich begangenes Unrecht doppelt zu büßen. Was soll das Alles? — Wann hab' ich's darauf angelegt, mich in dieser Seele anzubauen, die ich so traurig verwüstet sehe? Daß sie mir nie gefiel und nie gefallen wird, ist dieß mein Unrecht? Oder bin ich, ohne Ursache, die Zuchtruthe in einer unsichtbaren Hand? Ein tröstlicher Gedanke!

Die arme Friederike kennt mich nicht mehr. Sie hat eine Menge Hirngespinnste zusammengeträumt. Sie meint, ich sey vergiftet worden. Mich, so wie sie mich sieht, hält sie für meinen Geist, der aus dem Grabe gestiegen seyn soll, um sie an ihren Tod zu erinnern. Wenn ich ihr nahe komme, flüchtet sie sich in eine Ecke

des Zimmers, hält abwehrend beide Hände vor, macht Kreuze und ruft, sie wolle ja gern sterben.

Und dieses Bild des Jammers muß ich, als ob es durch meine Schuld da stände, mit hülflosem Erbarmen ansehen!

* * *

Was habe ich hier länger zu thun? Ich muß weiter reisen. Wohin? Wohin? Wenn ich es doch wüßte!

Aber die arme Kranke will mir Briefe von Lauretten zeigen; und die muß ich erst lesen. Warum muß ich? Nun denn! Sind es denn nicht Briefe von Lauretten, von ihr, die — — Ach! ich wünschte, sie hätte mich ewig betrogen.

Es war keine Einbildung, es war kein vermeintes Gefühl, als die lieblichen Arme mich umflochten, als die zarte warme Hand in der

meinen

meinen lag, als das liebliche Roth unter den weißen Wölkchen ihrer Schläfe für mich blühete, das hüpfende Licht ihrer Augen glänzte für mich! Es war so ganzes Leben!

* * *

Den 4ten.

Ich habe die Briefe, nach dem ich dürstete, gestern Abends endlich erhalten und gelesen. Diese ganze Nacht hindurch bis tief in den Morgen habe ich so süß, so unvergleichlich geschlafen, wie vielleicht nie zuvor in meinem ganzen Leben.

Nun bin ich doch noch viel klüger, als ich war. Was es für ein herrlicher Gewinn ist, so klug zu werden! Kunst war mein ganzes Glück, eigennützige Theaterkunst, der ich vom Anfang an dienen mußte als ein schickliches Subject zum langen Spiele. Weil es der Künstlerin mit der ersten gar zu außerordentlichen Rolle nicht glücken wollte, so trat sie ihre arme Competentin in den Staub

Staub, um die zweyte und natürlichere zu spielen. Oder war die Maschinerie noch subtiler, und das ganze Spiel zusammenhängend? Wie dem auch sey; Spiel war es Alles. Eine Krone von Goldpapier zierte mich, mich arme Theatermajestät. Blitze von Calsonium setzten mich großen Helden in Schrecken.

Schon gut. Der magische Nebel zertheilt sich immer mehr. Es wird schon wieder hell werden; wenn gleich hell wie an einem Wintertage, wenn es friert, daß die Bäume springen. Ich glaube fast zu fühlen, wie ich erstarre.

Denk' ich nicht schon jetzt in manchen Augenblicken so kalt, wie an ein Jahrmarktsfest, an alle Seltsamkeiten, die mir begegnet sind, unter andern auch an die schöne Reisende, die das Idol meiner Träume war, ehe ich von einer Frau von Wallenstädt etwas wußte? Ich habe nun diese schöne Reisende zum zweytenmale gesehn, und wieder wie eine Erscheinung, gerade

als

als ich in den Wagen steigen wollte, um aus Potsdam zu fahren. Aber ich habe nichts weiter erfahren, als daß sie nach Berlin ginge, und weiter habe ich auch nichts erfragen mögen. Auch das gehört zur Weisheit, nach nichts mit Lebhaftigkeit fragen; nil admirari. Es ist ja doch Alles Traum, Schein, Schatten.

* * *

Den 7ten.

Der alte Glanzow wird in diesen Tagen kommen, seine arme Tochter abzuhohlen, und ich — Du glaubst doch, daß es mein Ernst ist? — Im vollen Ernste versuch' es wieder mit dem Soldatenglück. Ich gehe zur Armee des Herzogs Ferdinand und will mechanisch mitwirken, das Land von den Franzosen zu befreyen.

Ein Einsiedler zu werden, war erst mein Gedanke; aber ich kenne mich, und weiß, daß ich jetzt für mich selbst nicht tauge. Ich muß mich zer-

streuen,

streuen, wie man eine Hand voll Staub in die Luft zerstreut. Die Gespenster, die Dämonen, die mich schon überall verfolgen, würden mich in einer Klause aus allen vier Ecken angrinsen, wenn ich ein Einsiedler würde.

III.

Laurette von Wallenstädt an die Marquisin von Fougeres zu Cassel.

Berlin d. 6. März.

Welche Muse oder welcher Genius hat sie, liebe Freundin, begeistert, als Sie den klugen und sympathetischen Brief aufsetzten, den ich heute erhielt? Denn der Einfall, über mich zu spotten, um mich zu trösten, ist poetisch und philosophisch-schön. Sie müssen ihn von einem oder einer Unsterblichen haben.

Spott

Spott soll er doch seyn, der ernsthafte Ton, in dem Sie meinen Verlust beklagen? Er soll und muß es seyn; denn ich will Achtung vor Ihrem Geiste behalten, und die würde ich auf immer verlieren, wenn ich denken müßte, Sie hielten mich im Ernste für beklagenswerth.

Sagen Sie mir doch, was hat man Ihnen eigentlich von meinem Grafen Donamar und meinem Verhältnisse zu ihm geschrieben? Ich erzähle es gewiß nicht weiter. Auch Ihren Kundmann können Sie mir sicher nennen, ohne ihm meinen Zorn zu zuziehen. Ich habe es recht gern, wenn die närrischen Menschen meine kleinen Hausangelegenheiten wie Staatsgeheimnisse ausspähen und in fremde Länder berichten, als wäre von Schlachten und Revolutionen die Rede.

Also, was hat man Ihnen von mir und meinem jüngst entwichenen Freunde Donamar gemeldet? Daß ich ihn meines vertrauten Umgangs

gangs gewürdigt habe? Ist recht berichtet; und ich kann hinzufügen, daß er vor Allem, was männlich heißt, diese Ehre verdiente. Weiter! Daß er in mich verliebt gewesen ist? Ist recht berichtet; und ich hoffe zu allen Liebesgöttern, er soll es noch seyn und immer bleiben. Weiter! Daß ich in ihn verliebt gewesen bin? Ist unrecht berichtet; denn ich kann zwar lieben — was für ein Geschöpf wär' ich, wenn ich das nicht könnte! — aber mich verlieben kann ich nicht mehr, und habe nicht die geringste Lust, es wieder zu lernen. Ich sehne mich nach Allem, was in seiner Art das Schönste, Reitzendste, Vortrefflichste ist, aber mit hellem Bewußtseyn. Ich suche es mir zuzueignen so innig als möglich, aber ohne mich selbst darüber zu verlieren.

Sie kennen, liebe Philosophin, mich und meine Art zu seyn. Sie wissen, wie ich von den Männern denke, und warum ich so denke. Sie haben Gelegenheit gehabt, meine Hand-

lungen zu beobachten, und müssen gefunden haben, daß ich nach Grundsätzen handle. Was verlangen Sie, Philosophin, denn mehr? Wer nach Grundsätzen handelt, der allein ist frey. Ein freyes Weib will ich seyn und bleiben; so wenig Sclavin eines Mannes, als einer Leidenschaft. — Aber ich will doch herrschen? — Ja; aber nur über den, der nicht glücklich ist wenn er nicht dient. In der bürgerlichen Welt herrsche der Mann; in der häuslichen das Weib. So hat es die Natur gewollt, damit bürgerliches Wohl und häusliche Freude blühe. So habe ich eine ziemliche Zeit ein kleines Reich regiert, und das Einzige, was man zuletzt vom Herrschen hat, Unterhaltung gefunden, indem ich Glückliche machte. Ich saß bequem auf meinem Throne, und meine lieben Getreuen waren zufrieden.

Wer herrschen will, ohne betrogen zu werden, unterscheidet den Günstling von dem Freunde. Den Freund wählt das Herz, den

Günstling die Phantasie. Einen Freund sollte man auf Lebenszeit wählen; einen Günstling wählt man auf — so lange er uns gefällt. Ich habe eine Seele für Freundschaft; das fühle ich, und hasse den, der es bezweifelt. Ich könnte eine Freundin gebrauchen, die frey wäre, wie ich. Aber wo fände ich die unter den Sclavinnen, die mich umgeben? Einen Freund suchte mein Herz, und in ihm einen Geliebten. Aber der Mann, den die Natur mit dem ausgestattet hatte, was ihn fähig machen konnte, mein Freund und Geliebter zu seyn; mit Mannsinn und Männlichkeit, mit Verstand und Witz, mit Herz und Phantasie zugleich; solch einen Mann suchte ich in Süden und Norden vergebens. Was blieb mir übrig? Mit Günstlingen mußte ich meine Phantasie abfinden.

Was bey schwächlichen Herzen Flattersinn heißt — Werden Sie nicht ungeduldig, liebe Freundin, über dieses lange philosophische Recitativ!

tativ! Eine Bravour-Arie soll bald nachfolgen! — Also, was sonst Flattersinn heißt, ist bey mir ein beständiges Streben einer durch kein Kinderglück befriedigten Seele. Wo war der Mann, der mich auf die Länge beschäftigen konnte? Ohne Widerstand, blindlings, instinctmäßig ergaben sich mir Alle, die mir gefielen. Statt mir zur Freude des Sieges zu verhelfen, ließ ihre zuvorkommende Unterthänigkeit mir kaum Zeit, Anstalten zum Streite zu machen. Zu ihrem eignen Besten, damit sie doch auch einen Begriff davon erhielten, was Leben ist, mußte ich Jedem, der zum Ziele kommen sollte, eine gute Zeit, ehe er dahin kam, die Qualen der Sehnsucht in verstärkten Dosen zutheilen. Denn wenn ich diesen Leuten gewährte, was sie wünschten, was hatten sie dann noch an mir? Was hatte ich an ihnen? War indeß, wie es die Ordnung mit sich brachte, Einer nach dem Andern sich

eine Belohnung durch seine Duldsamkeit reif geworden, so mußte er belohnt werden. Eine weise Regentin ist keine Tyrannin. Auch Schmerzen der Sehnsucht muß man nicht erregen, ohne sie zu vergüten. Wer aber so glücklich geworden war, als ich ihn machen konnte, der mußte sich sogleich in einen entfernteren Kreis wieder zurückziehen. Durch diese untrügliche Politik wurde der Beglückte wieder zum Sehnsuchtsvollen, und ich verhütete das Auswandern aus meinen Grenzen.

Müßte ich denn nun nicht in der That ein kümmerliches Geschöpf gewesen seyn, wenn ich den Orden des Verdienstes nie an Mehrere ausgetheilt hätte? Ich wollte mir ja keinen Beherrscher erwerben. Sollte ich um eines Vorurtheils willen zur Thörin werden? Wie unverzeihlich hätte sich da meine Vernunft von einer eingebildeten Gewissenhaftigkeit hintergehen lassen! Nein; wer fühlt, wie ich, handelt nicht gewissenlos, wie man sich in der Spra-

che der Sittenrichter ausdrückt; aber er respectirt nur vernünftige Gewissenhaftigkeit. Das menschliche Leben ist, ach! so kurz, und eine Götterminute einzuleiten, wird so manche Stunde erfordert! Genug, wenn jeder Glückliche glaubte, daß er allein der Glückliche sey. Ob er es war, was lag daran? Ich lenkte die Männer, wie das unergründliche und doch heilige Schicksal uns Alle lenkt. Jeder diente meinen Zwecken, indem er sich für das Centrum des Ganzen hielt; und Jeder war so glücklich, als er es nach seiner Natur seyn konnte, wenn gleich nicht auf die Art, als er es zu seyn glaubte.

Einen Mann von ganz anderer Seele, als meine schwirrenden Sommervögel, die kaum Kraft genug hatten, ihren schönen Tag auszuflattern, einen großgesinnten, reitzenden, an Leib und Seele männlichen Mann, werth, eines besseren Glücks zu genießen, als der flüchtige

Nektarrausch geben kann, fand ich in meinem Freunde Donamar.

Betrachten Sie einmal, liebe Philosophin, das Ding von allen Seiten! Sie müssen nicht überrascht werden, wenn ich Ihnen sage, daß Donamar eine Revolution in allen meinen Entschlüssen und Planen veranlaßte.

Donamar allein unter allen Männern, die mir den Hof machten, fühlte, was ich bin, verstand mich und — sträubte sich, mein zu werden. Für das Ende dieses Sträubens sorgte die Natur. Er wurde mein. Aber auch gern? O! so eitel bin ich nicht, daß ich die Wahrheit verkennen sollte, um mir selbst eine Schmeicheley zu sagen. Donamar überredete sich, er habe nichts mehr gegen mich einzuwenden, gegen mein Inneres so wenig, als Aeußeres; aber ich sah die Anstrengung, die es ihn kostete; ich sah die Gewalt, die seine Sinne seinem Herzen anthaten, damit es ihm glückte, mich von ganzer Seele zu lieben.

LB Coburg

In den süßesten Stunden der vollen Ergebung entdeckte ich seine geheime Abneigung gegen mich. Ich entdeckte in jedem unserer Gespräche, daß die Wurzel dieser Abneigung zu tief lag, um sich jemals ausrotten zu lassen und daß sie immer neue Sprossen treiben würde bey jeder Veranlassung. Sehn Sie, Philosophin! Das war die glücklichste Entdeckung meines Lebens. Darauf gründete ich die Hoffnung einer ewigen Anhänglichkeit an diesen Mann. Ich liebte ihn; er liebte mich. Das war nichts Besonderes. So etwas trägt sich alle Tage zu, und nimmt alle Tage ein Ende. Aber ein geheimes Princip, daß er sich selbst nie gestehen durfte, reitzte ihn unabläßig, mich zu hassen. Die Furcht, den zu verlieren, der mir nie gleichgültig werden konnte, nöthigte mich, alle Weisheit und alle Zärtlichkeit aufzubieten, um ihn immer fester zu fesseln. Und so mußte es seyn. Zeitlebens hatten wir Beide zu thun, sowohl einander, als

uns selbst, die Liebe lieblich zu machen. Deßwegen konnten wir einander Zeitlebens lieben.

Kommen Sie nun meinen Revolutionsplanen auf die Spur, Philosophin? Ich selbst stutzte ein wenig, als der Gedanke: Den Mann mußt du heirathen! mit seiner ganzen Rüstung von Gründen wie eine Minerva in meinem Kopfe aufsprang. Aber gewohnt, der Vernunft zu gehorchen, ließ ich auch hier keine Laune mich überlisten. Wer anders empfindet, als das Volk, der hüte sich besonders vor paradoxen Launen. Ich dachte weiter. Gab es mir nicht schon jetzt dann und wann Langeweile, mit den unelastischen Männerherzen mein Federballspiel zu treiben? Wenn ich mein Antlitz ohne Vorurtheil im Spiegel betrachte, zupft mich die Weisheit beym Ohrenringe und flüstert mir mit ihrer Basenstimme zu, daß alles Fleisch vergeht wie Heu. Freilich nicht in Einem Sommer; aber doch in mehreren. Freilich kann noch manche Blume um mich her blühen und

verwelken, ehe ich den Streich von der Sense des alten Saturns empfinde. Aber wenn nun der Sensenträger endlich mir näher kommt, kann ich dann noch darauf rechnen, daß ihm ein Donamar in den Arm greifen und den furchtbaren Streich aufhalten wird? Kommt Zeit, kommt Rath, sagt das Sprüchwort. Ich sage: Wenn die Zeit nicht die rechte ist, kann der Rath nur zu Hause bleiben. Also, es war wohl gethan, Donamarn nicht nur zu heirathen, sondern bald zu heirathen.

Ehe ich aber mein Schlafgemach zur Brautkammer ausschmücken konnte, mußte ich die sämmtlichen Junker verabschieden, die den Schlüssel dazu aus Amors Hand empfangen zu haben glaubten; und das war keine leichte Aufgabe. Manche unter ihnen, wenn sie sich auch mit keinem Donamar messen konnten, hatte ich doch zu lieb, um sie vorsätzlich zu kränken, und — wer sich schon eines Glücks rühmen

konnte, mußte so verabschiedet werden, daß er in seinem Leben nie das Herz hatte, zu plaudern. Unter andern hatte ich einen harten Stand gegen den Lieutenant Ez**, einen jungen, lieblichen Mann, den Besten und Schönsten seines Geschlechts nach Donamar. Die Zahl der Schwierigkeiten voll zu machen, fiel die Zeit seiner Belohnung gerade mit der Zeit zusammen, wo Donamar den ersten Zutritt in meinem Hause und Herzen erhielt. Ich suchte ihn hinzuhalten; aber er eilte; und Donamar, der noch weniger säumt, rückte ihm nach, wie eine preußische Armee der kaiserlichen. Es war mit meinem Interesse für Donamar schon dahin gekommen, daß es mich Ueberwindung kostete, dem armen Ez** ein Glück zuzutheilen, daß ich nun nicht mehr in seiner Fülle mitzugenießen vermochte. Aber die Noth drang, und die Philosophie mußte siegen. Sollte es nicht zwischen meinen beiden Rittern zum Hauen und

Schießen, oder, was zehnmal schlimmer war, zu gegenseitigen Eröffnungen kommen, so mußte ich den ungeduldigsten von ihnen befriedigen und dadurch in seinem Glauben sicher machen. Mögen die Grillenfängerinnen dergleichen Selbstüberwindung ansehen, wofür sie wollen; die Gabe, die der glückliche Cz*** erhielt, war ein Opfer, das ich Donamann brachte.

Ich dachte nun gemächlich das gelobte Land meiner Wünsche zu erreichen. Ich ahnete kein Unheil. Und auf einmal, als ich in bester Ruhe mich umsehe, ist mein Held fort in die Welt.

Der Streich war zu unerhört, um mich nicht etwa einen halben Tag ein wenig schwindlicht zu machen; aber auch nur etwa einen halben Tag. Was ist denn für ein Unglück geschehen, wenn wir es beym Lichte betrachten? Die Karten sind mir aus der Hand gefallen, als ich eben à-tout ziehen wollte. Hab' ich darum mein Spiel verloren? Nur Geduld, Freundin Fortuna!

Fortuna! Wir nehmen die hingefallnen Blättchen ruhig wieder auf, und spielen anders aus — und besser.

Was konnte mir Rühmlicheres begegnen, als diese Aufforderung, alle meine Kräfte zu spannen, um einen Sieg zu gewinnen, wie er noch von keinem Weibe gewonnen ist?

Qual Donna canterá, se non cant'io,
Che son contenta d'ogni mio desio? *)

Jetzt aber gehört es in meinen Plan, mich allen meinen Verehrern auf einmal aus den Augen zu rücken, und von einem Orte aus, wo mein verirrtes Lamm seine Hirtin nicht vermuthet, Kundschafter auszusenden, die mir jeden seiner Tritte und Schritte berichten. Welcher Ort wäre dazu bequemer gelegen, als der, wo ich zugleich im erneuerten philosophischen Umgange mit einer vortrefflichen Freundinn meine

Neben-

*) Wenn Ich nicht singe, welches Weib soll singen?
Was meiner Brust genügen kann, ist mein.

Nebenstunden auf's edelste nützen kann? Ich komme zu Ihnen, liebe Philosophin, in den ersten Tagen der nächsten Woche.

Aber sollten Sie errathen, in wessen Gesellschaft ich komme? Ihr lieber Landsmann, der Marquis von Cressy, ist hier, und sehnt sich nach Rath und Trost, den Sie ihm vielleicht besser geben können, als ich. Solch ein Donquichot ist mir denn doch nicht weiter in den Wurf gekommen. Noch immer schleppt er sich mit seiner melancholischen Lukrezia durch die Welt umher, vermag in keines Herrn Lande ihr nur ein freundliches Wort abzugewinnen, und verliert doch die Geduld nicht. Das Artigste dabey ist, daß er auch noch immer keine excentrischen Absichten mit ihr hat, und das arme Ding nur deßwegen so unablässig ängstigt, damit sie seine Ehefrau vor dem Traualtare werde, aus Lust oder aus Verzweiflung. Wo und auf welchem Wege er sie eigentlich erhascht hat, darüber läßt

er sich bey aller seiner Geschwätzigkeit nicht aus. Hübsch ist die stolze Lukrezia; das muß man ihr gutwillig einräumen. An Geistesgaben scheint es ihr auch nicht zu fehlen. Aber sie thut mit ihrem Witze so rar damit, als ob sie ihn gestohlen hätte.

Armer Marquis! Hättest du doch nur statt des Eulenschnabels, der die rechte Seite deines Gesichts von der linken scheidet, eine ordentlich wohlgeformte Nase; hinge dein kluger Kopf nicht so weit vor, und wären deine dürren Knie nicht so spitzig; wer weiß, was ich für dich thäte!

IV.

Graf Donamar an St. Julien.

Lager bey Hersfeld, d. 10. März.

Ich bin schon wieder bey dir. Aber wie? Hast du wohl einmal eine Brandstätte angesehen, wenn so eben das einstürzende Gebäude die Flammen ausgelöscht hatte und der Schutthaufen in wüster Verwirrung dampfte? So etwas bin ich unter den Menschen.

Was hab' ich davon, daß ich wieder Soldat bin? Kann ich mich eines solchen Willens rühmen, als der war, mit dem ich in preussische Dienste ging? Bin ich hier, um etwas Rechtes zu thun oder zu lernen? Und Alles, was der Mensch thut, wenn er's nicht von ganzem Herzen und um der Sache selbst willen thut, ist

Lohn-

Lohndienst, ein kläglicher Behelf, um gemeine Zwecke zu erreichen, oder sich seiner selbst zu entschlagen. Mich ekelt, wenn ich daran denke.

Wenn ich mich so gedrückt fühle, kömmt es mir vor, als thäte ich doch am klügsten, dem Spiele durch einem Pistolenschuß ein Ende zu machen.

Wenn dann die Sterne langsam und ordentlich hervordämmern über den Horizont und immer heller flimmern und steigen, dann ergreift mich wieder eine bessere Ahnung. Ich fühle ein Vertrauen zu dem Ordnungsgeiste, der im Unermeßlichen herrscht, fühle Thränen in meinen Augen, und entschließe mich, zu bleiben.

* *
*

Den 26sten.

Freund, ich taumle. So bald ich meine Gedanken sammeln will, verfalle ich in einen Schwindel, der mich befürchten läßt, ich werde bald das Schicksal der armen Friderike theilen.

Mir

Mir ist, als triebe ich in einem gebrechlichen Nachen auf einem reißenden Strome hinab, immer hinab, wie der Strom will. Sind es Waldberge, die seitwärts sich zurückziehen hinter mir; sind es Fruchtfelder oder blühende Auen; was kümmert es mich? Deutet der Strudel dort auf verborgene Klippen; was schadet es, wenn ich scheitere?

Wie ist es nur möglich, daß ein Mensch sich mit dem Leben so viel zu schaffen machen kann? Wir sterben ja in jeder Minute. Nach Athemzügen hat die Natur unser Daseyn berechnet. Und wir lassen uns von der Sorge um eine Minnte betriegen?

Aber das Thun! das Wirken! — Ja, wenn wir frey wären, wie wir es uns einbilden, zu seyn! Aber das Licht muß leuchten. Das Meer muß die Weltheile verknüpfen. Die Natur geht

ihren Gang, und die menschliche Seele muß ihr wie Licht und Wasser gehorchen.

Reitzt dich dein Sinn zu hohen Dingen? Folge dir! Und hast du gethan, gebaut und gegründet, was Andere nicht vermochten, so freue dich und sprich: Es mußte so kommen! Aber sporne dich nie, etwas zu thun, es sey ein Großes oder ein Kleines! Du bist immer in deiner Bestimmung.

Du denkst, wie ich weiß, über Freyheit und Nothwendigkeit anders als ich. Auch ich dachte sonst, besonders als ich bey dir war, zuweilen anders. Aber kann ich mein Gefühl wegvernünfteln? Ich weiß in meinem Bewußtseyn jetzt von keiner Freyheit. Wenn ich nun in meinem dumpfen Hinstreben in einen Dickigt von Phantasien gerathe, wo weder Weg noch Steg die Gegenwart oder Nähe eines mitdenkenden Wesens anzeigt, so muß ich freilich, wie ein ver-

nünftiger Wandersmann, denken, daß ich vom rechten Wege abgekommen bin. Aber ich sehe keinen bessern!

* * *

Den 4ten April.

Es mag denn doch wohl Alles falsch seyn, was ich gegen die Freyheit radotire. Es mag meinetwegen Alles falsch seyn, was ich denke. Ich bin ein Phantast, lieber Freund.

Werde ich meinen Credit als vernünftiger Mensch bey dir behalten, wenn ich dir sage, daß ich seit einigen Tagen an Lauretten von Wallenstädt nicht öfter denke, als an meine unbekannte Reisende? Nie sah' ich Beide zugleich; und ein Bild spielt sich doch in das andere über; und das letzte, was mir verschwindet, sind die — unbekannten Augen.

Und wenn es dabey sein Bewenden hätte! Aber in wilden Augenblicken bild' ich mir sogar ein, ich hätte nie Lauretten von Wallenstädt,

sondern in ihr den wunderbaren vorhergegangenen Eindruck vergöttert, durch den ich eigentlich nur für verwandte Reitze empfänglich geworden war. Wenn ich mir dieß einbilde, wird mir so leicht, als sollte ich von den Todten auferstehen. Dann höre ich ein süßes Flüstern der Hoffnung, und in dem Flüstern kaum vernehmliche Stimmen, wobey ich mir vorkomme, wie in meinen Kinderjahren, wenn ich beym Blindekuhspiel jemand zu erkennen glaubte durch das Berühren mit einem Stabe.

Vorige Nacht hatte ich einen lächerlichen und vielbedeutenden Traum. Ich werde gar zum alten Mütterchen, nun ich dir auch meine Träume erzähle. Ich lag in einem unbekannten Lande krank. Statt des Arztes kam ein langbärtiger Zeichendeuter mit Büchern und Instrumenten zu mir. Ich hieß ihn zur Thür hinausgehen. Aber er packte seine Geräthschaften aus, zog unter seinem weiten Mantel Pergament-

gamentrollen hervor, überreichte mir eine nach der andern, und fragte bey jeder: "Träumst du, oder liebst du die?" — Es waren Gemälde von schönen Weiberköpfen. Wohl ein halbes Dutzend hatte ich betrachtet, ohne ein bekanntes Gesicht darunter zu finden, als auf einmal das leibhafte Portrait Laurettens mir in's Auge schoß.

"Träumst du, oder liebst du die?" fragte der Zeichendeuter wieder. "Ich liebe sie," sagte ich. Und der Mann riß mir verdrießlich das Portrait aus der Hand, packte seine Sachen hastig zusammen und murmelte in den Bart: "Das ist mir ein Träumer!"

"Ein Träumer?" rief ich, und fuhr aus dem Schlafe auf. — "Ein Träumer?" klang es, als ich schon wachte, in meinen Ohren nach. Was für eine Art von Träumer bin ich denn? fragte ich, und frage es noch diese Stunde.

V.

St. Julien an Donamar.

Valenciennes, den 1. März.

Wenn dir, mein Donamar, deine täuschende Seligkeit noch genügt, so soll dich die Lehre deines Freundes nicht in deinem Genusse stören. Du dauerst mich im Innersten der Seele. Aber auch ich fange wieder an zu irren, wie du. Ich habe das Recht, dir etwas Nützliches zu sagen, verwirkt.

Ich könnte dir viele Erfahrungen anbieten, um wo nicht auf deinem ganzen rauhen Wege, doch auf einigen Schritten dir nützlich zu seyn. Aber ich fange an, meinen eignen Erfahrungen zu mißtrauen, nach dem, was ich jetzt erfahre.

Als ich in dem Gasthofe hier zu Valenciennes, wo, nach der genauen Beschreibung des

franzö-

französischen Deserteurs, meine Gabriele gewohnt haben muß, keine Spur von ihr fand und mit allen Beschreibungen nicht einmal ihr Bild in den gemeinen Köpfen dieser Menschen, die sie doch gesehen und gehört haben mußten, erneuern konnte, vergaß ich alles, was ich sonst von solchen Menschen überhaupt denke, und ergoß unbarmherzig den bittersten Unwillen über sie und ihre stumpfen Organe, an denen das Vortreffliche wie das Gemeine abglitscht. Der Zank spann sich weiter fort. Mein dienstfertiger Wirth gerieth mit allem seinen Hausgesinde in Streit. Ich bin Schuld daran, und werde mißmüthig und verdrießlich im höchsten Grade.

Nun weiß ich nicht einmal, ob Gabriele jemals diese Gegend gesehen hat; und doch kann ich den Gedanken nicht wieder aufgeben, sie von neuem zu suchen.

Sind wir denn zwey irrende Ritter, wir, mit unserem, wie ich meine, gesunden Ver-

 stande?

stande? In drey Welttheilen hab' ich das Ziel meiner Irrungen nicht gefunden. Soll ich in dem vierten auf Abentheuer ziehen? O Donamar! Der Mensch ist ein Kind und bleibt ein Kind, er treibe es, wie er wolle. Ich schäme mich, es dir zu sagen. Aber ich schäme mich der Wahrheit nicht.

Wo werden wir uns wieder treffen?

VI.

Graf Donamar an St. Julien.

Cassel, den 18. April.

Ich soll also durchaus kein Held seyn. Lache doch, Freund, über meine neueste Heldenbahn! Während du, wie der Dulder Ulysses, die Welt durchirrst, bleibt mir nicht einmal die Freyheit, zu irren. Ich bin eingesperrt. Nach einer ver-

lornen

lornen Schlacht sitze ich in dieser Stadt Cassel wohlverwahrt als französischer Gefangner.

Fast hat mich diese neue Wendung meines Schicksals wieder erheitert. Was erheitert natürlicher, als ein lächerliches Unglück? Wenn ich nun noch in der Weisheit Fortschritte mache, so muß etwas Außerordentliches zum Vorschein kommen; denn ich begreife, daß die Weisheit völlig so eitel ist, wie die Thorheit.

Einen weiseren Heerführer, als wir hatten, konnten wir nicht haben. Und wir sind geschlagen worden bey Bergen, wie Friedrich bey Kollin geschlagen wurde. Man muß nur gleich, wenn es mit uns selbst nicht richtig ist, große Exempel citiren. Das beruhigt zum Bewundern. — Wie es überhaupt zugegangen ist, daß wir geschlagen worden sind, suche in den Zeitungsblättern nach. Wie es mit meiner Gefangennehmung zugegangen ist, kann ich dir mit drey Worten erzählen. Ich stand, wo ich stehen

 sollte.

sollte. Da wurde ich mit meinem Häuflein umringt. Um das Häuflein zu retten, mußte ich mich mit ergeben. Und die Komödie war aus.

Ich komme wieder auf meine praktische Philosophie zurück. Wer ist der tapferste Soldat, der klügste Staatsmann, der wahre Reformator in dieser Welt? Der taube und blinde Zufall. Wenn der nicht deine Geschäfte besorgt, während du meinst, es sey dein Werk, so verschwendest du Geist und Kraft wie ein spielender Knabe. Cäsar war stolz auf sein Glück. Wer diesen Stolz lächerlich findet, versteht nichts vom Laufe der Welt, und nichts vom menschlichen Herzen. Denn das Verdienst ist immer bescheiden. Der Stolze macht immer dem günstigen Zufalle ein Compliment in seiner Person, gesetzt auch, er wäre nur stolz auf seine von Natur, nicht durch sein Verdienst große Gesinnung. Laß die Compendienschreiber

sagen,

sagen, was sie wollen; es giebt Glückskinder und Unglückskinder, Menschen, denen, ohne ihr Verdienst, fast Alles gelingt, und Menschen, denen, ohne ihre Schuld, fast alles fehlschlägt. Um nur zu beweisen, daß ich vielleicht doch kein Unglückskind bin, schiebe ich nun die Schuld auf die subalterne Rolle, die ich bisher gespielt habe. Denn wer es ja zu einer Art von verdienstlicher Ueberlegenheit bringen will, der muß der Mann an der Spitze seyn, und mit seinem Kopfe mehrere tausend Paar Arme bewegen. Bist du aber in deine Fuge eingeklemmt, oder dienst nur als Hebezeug zur Bewegung einer schwerfälligen Masse, so hast du mit dem Geiste der That so wenig zu schaffen, wie der Mörser, der seine Bombe wirft, mit der Eroberung der belagerten Stadt. O wie manches herrliche Feldherrngenie liegt hingeschmettert unter den gemeinen Leichenhaufen, während der commandirende Herr General zehn Pferde

müde

müde reitet, um einen Gedanken aus der Luft zu erjagen!

So sey denn dieses das letzte Mal, daß ich mit stumpfem Schwerdte gegen den Zufall und das Weltregiment gefochten habe. Die französische Generalität mag meinen Degen, den ich als Kriegsgefangener verloren habe, behalten. Ich bin von nun an nichts mehr, als ein Philosoph. Wer praktische Lehren bedarf, kann sich nur an mich wenden.

Wirklich fühl' ich in mir eine Gelassenheit, die weder Resignation, noch Ermattung ist. Meine Kraft lebt wieder auf, nun ich sie nicht gebrauchen kann. Auch darüber kann ich nur lächeln. Wenn mir meine alten Meinungen durch die Seele schweben, so lasse ich mich sanft von ihnen bewegen. Alles ist ungewiß. Jede Meinung ist zu ihrer Zeit die wahre. Und daß diese Ueberzeugung skeptische Unerschütterlichkeit

giebt, haben schon die großen Zweifler unter den Alten gefunden.

Willst du wissen, wie ich in meiner Gefangenschaft lebe? Hinter dem Hause, wo ich wohne, giebt es ein Gärtchen, von etwa zwanzig Quadratfuß, zierlich bestellt von seiner Eigenthümerin, einer feinen, ruhigen Predigerwitwe, die in ihrem sechs und dreyßigsten Jahre ihren lieben Mann verloren hat, und nun noch der Blumen pflegt, von denen der Seelige ein großer Freund war. In diesem Garten ist auch ein Verschluß, den die gute Witwe ihre Laube nennt. In dieser Laube steht eine alte verwitterte Bank, sehr beweglich auf ihren morschen vier Beinen. Hier lasse ich mich, zur ruhigen Beleuchtung der obengenannten Materien, nieder. Zur Abwechselung in der Thätigkeit zähle ich die hervorkeimenden Blätter der Zeitlosen und Tulpen.

Noch wehet die Luft etwas frisch durch die blätterlosen Zweige. Aber das Erdreich ist schon

ganz aufgethauet. Und wenn die Zeit kömmt, wo die Hainbuche und der spanische Flieder ausschlagen, dann wird mich hier die Sonne recht warm bescheinen. Welch eine Aussicht in die Zukunft! Und welch ein köstliches Geschenk des Himmels ist die Gemüthsruhe!

Dabey fällt mir ein pragmatisches Geschichtchen ein, das ich kurz vor meiner Gefangenschaft zu erleben das Vergnügen hatte.

In einem protestantischen Dorfe, wo ein Theil unserer Truppen durchzog, hörte ich viel reden und rühmen von der ganz besondern Gemüthsruhe eines Herrn Pastors in der Nachbarschaft. Den Mann, dachte ich, mußt du besuchen.

Mit der ganzen Last seines Leibes hatte sich der Herr Pastor nicht so geschwind aus dem Polterstuhle erheben können, als ich, gerade weil ich auf solch einen Anblick rechnete, ohne weitläuftige Meldung in die Thür seines Wohn-

zimmers trat. Da sah ich, wie die Gemüthsruhe nährt und stärkt. Der Herr Pastor war zentnerschwer. Aber er erhob sich ohne Anstrengung. Vor ihm stand ein anderer Mann, eine Art von Famulus, auch in schwarzem Ornat, aber um einen guten Theil schmächtiger von Wuchs. Dieser stopfte dem starken Herrn eine Pfeife Taback.

"Was befehlen der Herr?" erhob sich der gemüthsruhige Mann gegen mich. Ohne alle Verlegenheit nahm er zugleich, um soviel als möglich auf Einem Wege zu besorgen, die gefüllte Pfeife aus der Hand seines Famulus, der mich so ängstlich anstarrte, als ob ich gekommen wäre, seinen Hirtenlohn zu schmälern.

Ich staunte und sagte nichts. "Setzen sich der Herr!" sprach der ruhige Mann weiter. Ohne abzuwarten, was ich thun würde, ließ er sich zurückfallen in den Polsterstuhl.

Meine Erwartung, durch balsamische Sprüche von diesem Weisen erquickt zu werden, schlug

bey

bey der Unterhaltung mit ihm freilich fehl, und ich ging von ihm, verdrießlich, nur einen Schritt seinetwegen gethan zu haben. Aber seine Weisheit, die von der echten und praktischen Art ist, rächte sich an meinem klein denkenden Geiste.

Wir waren noch nicht weit marschirt, als, ich weiß nicht wie? in dem Dorfe Feuer aufkam und mit solcher Wuth um sich griff, daß auch wir umkehrten, um, wo möglich, zu helfen. Das Pfarrhaus stand in hellen Flammen.

"Ja, wenn er nur aufstehen wollte!" sagten die Bauern, die geschäftig zum Retten waren.

— "Wer denn?" fragte ich.

"Unser Herr Pastor. Er hält eben sein Mittagsschläfchen. Nun haben wir ihn freilich geweckt und ihm gesagt, daß sein Haus brennt; aber er wollte sich nicht stören lassen, und schlief wieder ein."

Jetzt fing ich an, die verkannte Größe dieses Mannes zu schätzen. Gerettet aber mußte

er

er doch werden, weil er aus Leib und Seele bestand. Und wie betrug er sich, als man ihn aus den Flammen riß? Er ließ sich fast schnarchend retten. Ohne aufzustehen, da das Feuer schon sein Zimmer ergriff, ließ er sich von sechs stämmigen Kerlen mit dem Bette hinaustragen auf den Kirchhof. Und auch dort blieb er liegen, bis die Minute gekommen war, wo er gewöhnlich aufzustehen pflegte. Allmächtige Weisheit!

* * *

Den 23sten.

Ist das meine Gemüthsruhe? Ist das meine practische Philosophie? Ich weiß kaum von meinen Sinnen. Aber was ich heute erlebt habe, gleicht auch dem ungeheuersten Wunder, oder es ist die raffinirteste Neckerey des Zufalls.

Unbekümmert um die große und kleine Welt treibe ich mich heute gegen Mittag in der Aue, dem hiesigen Lustgarten, umher. Der heitere

Tag hatte viel Volks zusammengelockt. Mir gefielen die Nebenwege besser, als die wimmelnden Alleen; aber das durchsichtige Gebüsch hob fast allen Unterschied der Wege auf. Man sah allenthalben, und wurde gesehen.

In den großen Alleen flankirten auch einige Kutschen und leichte Wagen. Indem ich aus einem Seitengange um die Ecke beuge und rechts hinauf sehe, kömmt aus dem Hintergrunde der Aussicht ein rasches Fuhrwerk daher geflogen. Die muntern, isabellfarbnen Pferde kamen mir mit ihrem kurzen Galloppe so bekannt vor! Ein wildes Gefühl riß mich zurück; ein anderes spornte mich an. So blieb ich stehen – erkannte den Phaeton — erkannte Lauretten von Wallenstädt. Und ihr zur Seite saß – Nun wer denn? — Wer? – Bist du ein Practiker, und erräthst es nicht? — Ihr zur Seite, sag' ich, saß meine unbekannte Reisende, und der Franzose ihr gegenüber.

Hab' ich Unrecht, wenn ich von meinen Sinnen nichts weiß?

* * *

Abends.

Ob sie mich gekannt haben? Aber wie sollten sie nicht? Ich stand ja wie eine Säule da, und sah sie starr an, als wären feurige Zeichen am Himmel vorübergezogen.

Vielleicht haben sie mich noch genauer betrachtet, als ich sie. Als ich sie zu erkennen glaubte, sah ich eigentlich nichts weiter, und weiß dir mit keinem Worte zu erzählen, ob sie weinten oder lachten, vorwärts blickten oder seitwärts. So bald sie aber vorüber waren, rannte ich wie ein Wahnsinniger zum Garten hinaus.

Wie ein Vernünftiger möchte ich jetzt mit den schnellsten Pferden zum Thore hinaus dem neuen Verderben entfliehen. Die Vernunft

befiehlt es dringend. Aber die Thore der Stadt sind geschlossen vor dem Gefangenen. Umsonst rüttle ich am Gitter meines Käfichs. Ich sinke wie ein triefendes Wild, das den Fang des Jägers erwartet.

* * *

Den 24sten, Morgens.

Ich kann weder wachen noch schlafen. Wenn ich doch nur eins von beiden könnte! Lieblicher, gütiger Schlaf, du, sonst mein Busenfreund, mein unschuldiger Schmeichler, auch du bist mir untreu geworden? Ich muß doch wohl nicht zu Grunde zu richten seyn. Wie ertrüge ich sonst diesen unaufhörlichen Ungestüm meiner sich selbst zerstörenden Natur! Aber, ich will dich nicht wieder verspotten, Ruhe der Seele! Du bist nicht eins mit der dumpfen Gefühllosigkeit des Pfaffen, der sein Phlegma Gemüthsruhe nannte. Du bist ein Strahl vom

Himmel. Aber wo leuchtest du in deiner ursprünglichen Reinheit? Ich bin doch keiner der Unreinen. Warum leuchtest du nicht mir?

Kaum fing ich an, ein wenig ruhig zu werden, so muß eine Frau von Wallenstädt in Phaeton vor mir vorbeyrollen; und das Fieber meiner Seele muß seine Paroxysmen verdoppeln.

Wenn mir auch gleich viel gilt, ob die Frau von Wallenstädt aus diesen oder jenen Gründen gerade jetzt nach Cassel gekommen ist, kann mir denn eben so unwichtig seyn, wie sie in die Gesellschaft der mir so merkwürdigen Unbekannten kömmt, die mit dem verhaßten Franzosen reiset?

Glaube mir, ich wollte mich geißeln und stäupen, wie ein Karthäusermönch, wenn ich darüber auf einige Wochen das Fragen verlernen könnte. Aber unter der Geißel wird die rebellische Natur nur heimtückischer und schlimmer.

Diesen Morgen hab' ich auf meine eigne Hand ein Fest gefeiert, dessen heimlichen Pomp

du schwerlich zu schätzen weißt. Ich habe das wohlgetroffene Porträt Laurettens von Wallenstädt mit inniger Herzensandacht zu Staub und Asche verbrannt. Als die Flammen einen Zug nach dem andern von diesem Gesichte abnagten, in dessen Anschauen sich einst mein verrathener Geist so selig berauschte, merkte ich recht scharf auf, und meine Brust klopfte vor Entzücken. Als aber die letzte Flamme erlosch, und auch die hüpfenden Fünkchen nach einander auf dem schwarzen Zunder erstarben, da konnte ich es doch nicht länger ansehen, und stampfte mit dem Fuße das Spectakel zusammen.

Du findest diese Herzenserleichterung vielleicht kleinlich oder gar niedrig. Aber fühle erst die unerhörte Schande, die mir dieses Weib zugefügt hat; und dann beurtheile meine unschuldige Rache!

Jetzt erst hasse ich dieses Weib, jetzt erst, seitdem ich sie wieder gesehen habe. Wie das

möglich

möglich ist? Ich finde es nicht der Mühe werth, darüber zu grübeln. Aber ich danke Gott dafür, daß ich so hassen kann. Reiner Haß ist Himmelsthau gegen eine widernatürliche und unserer unwürdige Liebe.

Läugnen will ich nicht, daß ich eben darum, weil ich meine Feindin endlich hassen kann, auch bald wieder ruhig werden würde, wenn ich die Verhaßte nicht in einem so gefährlichen Contraste wieder erblickt hätte. Dieses Weib vermeidet nicht die Collision mit einem Gesichte voll Adel und reiner Würde? Und was war es denn für ein Schimmer, wenn wir es untersuchen, der mir von Laurettens eigner Schönheit zuglänzte? Das Augenlicht der Unbekannten war es. Fremde Strahlen warf Laurettens Gesicht zurück. Meine Anbetung — der Zeichendeuter im Traume wußte es wohl — war eine optische Täuschung.

Aber wer ist denn nun die Unbekannte? Wer kann sie seyn? Ein Franzose ihr einziger Be-

gleiter; eine Laurette ihre Gesellschafterin! Wenn dieß nicht genug sagt, wo ist in menschlichen Umständen eine deutliche Antwort zu lesen? Aber wenn sich das Alles so gut sagen läßt, daß man eine Abhandlung darüber schreiben könnte, nach dem alten Sprüchworte: "Sage mir, mit wem du umgehest, damit ich erfahre, wer du bist," so ist es doch ungerecht, was auch die Erfahrung dagegen einwenden mag, von einem unbekannten menschlichen Wesen nicht das Beste zu denken.

Um so gerechter ist mein Haß gegen die Buhlerin. Denn ihr unseeliges Bild drängt und schmiegt sich an das andere von der bessern Art, und hängt an ihm wie unzertrennlich. Das schuldlose Vergnügen, jenes allein zu betrachten, wird mir dadurch völlig verleidet. Ich arbeite, die beiden unnatürlich verbundenen Seitenstücke von einander zu reißen; aber —

das gebet in der Gallerie hinter der Stirn nicht so, als wenn die Stücke am Nagel hängen.

* * *

Den 25sten.

Hätte ich es doch nimmermehr gedacht! Man bedarf meiner. Man läßt mich beobachten. Da schleicht ein Urian in schäbigter Bedientenlivree mit der Physionomie eines Lumpenhundes hier und dort, hinter und vor mir, und escortirt mich, ich mag gehen oder reiten, auf der Straße oder in der Aue. Seh' ich aus meinem Fenster, so steht dieser Urian wie ein verlorner Posten rechts oder links an einer Ecke und gafft mir selbstgefällig unter die Nase. Wer könnte wohl diesen Aufpasser gedungen haben, der sich so sichtbar angelegen seyn läßt, sein Mittagsmahl zu verdienen?

Also wollen Sie Notizen haben, Frau von Wallenstädt? Notizen von mir? Warum wenden Sie sich nicht geradezu an mich selbst? Ich

war ja ihr lieber Freund, der einzige Mann, der sie verstand, der einzige, der sie zu schätzen wußte!

Gestern fühlte ich Lust, den dürren Kauz beym Kragen zu fassen und zusammenzuschütteln, um ihn wenigstens Discretion zu lehren. Aber ich besann mich. Der lumpige Aufpasser sieht wie ein ganzer Teufel aus. Ohne Zweifel würde er seine Sache feiner machen, wenn er nicht Ordre hätte, sie grob zu machen. Und warum grob? Mich zu reitzen. Nicht so? Ich soll vielleicht den unverschämten Gast mißhandeln. Darüber soll vielleicht ein Lärm entstehen. Der Lärm soll dann vielleicht eine Erneuerung alter Bekanntschaft nach sich ziehen. Rath' ich recht, Frau von Wallenstädt?

So mag denn der Urian, so viel an mir liegt, ruhig wachen und schleichen, und sich an mir satt sehen.

* * *

Es

Abends.

Es ist doch zur Katastrophe gekommen. Mein Verdruß hat sich Luft gemacht, und der Urian ist geschlagen. Der Zufall legte es mir gar zu nah, als daß ich mich nicht hätte von den ekelhaften Verfolgungen eines Sünders befreyen sollen.

Der beschriebene Lohnknecht strich seiner Gewohnheit nach auch diesen Abend so dicht hinter mir her, daß ich ihn mit einem Umwenden beym Kragen gefaßt hatte.

Er wollte einen Sprung vor Entsetzen thun; aber ich hielt ihn sanft.

"Wie geht's, guter Freund?"

Er klapperte mit den Zähnen, gab aber keine Antwort.

"Sag mir, wie viel bringt es dir ein, wenn du täglich in meinem Fußtapfen wandelst?"

Es war umsonst, seine bebenden Lippen zur Sprache zu bringen. Ich zog also einen Dukaten

ten aus der Tasche, und hielt ihm diesen vor's Angesicht:

"Guter Freund, deine hohlen Backen bezeugen, daß deine Verdienste schlecht belohnt werden. Nimm dieß, und iß dich einmal satt! und wenn du wieder Hunger hast, wende dich nur an mich!"

Ich warf ihm den Ducaten in den Hut. Maul und Augen gleich weit aufgesperrt, blieb er unbeweglich stehen. Ich ließ ihn.

* * *

den 27sten.

Nun — o! nun ist alles zu spät. Zu spät kömmt aller Rath, aller Vorsatz, alle Hülfe. Der ganze Plan meiner Selbstberuhigung geht wieder zurück. Das Schicksal verfolgt mich, ich mag ihm entweichen, wohin ich will.

Ich habe — Lauretten von Wallenstädt wieder gesprochen. Und wenn es dieß nur wäre! Die Convulsion ließe sich überstehen. Ihre Folgen

gen könnten unter andern Umständen vielleicht gar wohlthätig für meine Genesung seyn. Aber ich habe Lauretten zu gleicher Zeit gesprochen mit — der Unbekannten.

Es hält sich hier eine Truppe italienischer Operisten auf. Du weißt, was Musik für mich ist. Und doch hatte ich, aus Laune, oder aus Gründen, oder aus beiden zugleich, diesen Leuten noch keinen Gulden zugewandt. Gestern, als eine neue komische Oper gegeben werden sollte, drängte mich der Hauptmann W**, ein Mann, dem ich traute wie dem hellen Himmel, so lange mit Bitten, bis ich ihm versprach, mitzugehen, wenn er eine Loge für uns beide allein bestellen wollte. Meine ehrliche Seele schöpfte keinen Verdacht aus der durchleuchtenden Freude, mit der er meine Einwilligung empfing. Selbst als er mich noch in derselben Minute unter dem Vorwande von Geschäften, die ihm plötzlich eingefallen wären, verließ, dachte ich

nicht an die Möglichkeit eines Einverständnisses zwischen ihm und einer Frau, deren Namen ich nie aus seinem Munde gehört hatte.

Erst um die Stunde, wo das Schauspiel anfing, kam der Verräther wieder, mich abzuhohlen.

Ich hatte mir vorgenommen, auf den Fall, wenn die Leute in den Nachbarlogen mir nicht gefallen sollten, — denn als ein Kranker bin ich etwas eigensinnig — mich bald wieder zurückzuziehen. Aber von dieser Seite schien, als wir ankamen, der gefällige Hauptmann mein Bestes besorgt zu haben. Die Loge zur rechten Hand war mit unbedeutenden Gesichtern besetzt. Die zur linken war ganz leer.

Das Stück fing an. Eine leichtschwebende Symphonie spannte meine Empfindungen zu einer heiteren Höhe. Sanfte Fünkchen der Munterkeit hüpften in meinem Herzen auf. Ein unschuldiges Wohlseyn erfüllte mich. Das Stück

spielte

spielte fort; und nicht eher, als bis der erste Act bald zu Ende war und ein Geräusch mich herumzog, bemerkte ich, daß ich allein in meiner Loge war. Ich sah mich zuerst nach dem Hauptmanne um. Er war verschwunden.

Auf einmal schoß mir ein Mißtrauen wie ein Pfeil durch die Brust. Was ich vorher auch nicht von weitem geahnet hatte, fiel mir jetzt auf's Herz. Ich hörte keine Musik mehr. Ich griff nach meinem Hute. Ich wollte zur Thür hinaus.

Als ich in den Hintergrund der Loge trete und die Hand an's Schloß lege, geht die Thür in der Nachbarloge zur Linken auf. Gesehen werden konnte ich nicht; aber auch nichts sehen. Noch immer die Hand am Schlosse, horche ich einige Augenblicke. Die bisher leere Loge war nun besetzt; das hörte ich. Von wem? Die bloße Frage trieb mich, noch mehr zu eilen.

Schon

Schon halte ich den Drücker an der Thür in der Hand. Noch einmal besinne ich mich. Gesehen wurde ich doch nicht. Ich fing an zu horchen, ob ich wohl einen bekannten Laut vernehmen könnte. Plötzlich stieß mich nun die Besorgniß, in meinem Dunkel von dem zurückkehrenden Hauptmanne wie auf der Lauer stehend entdeckt zu werden, mit Ungestüm fort. Indem rauschte der Schlußchor des ersten Acts der Musik mit Trompeten und Pauken. Es war unmöglich etwas anders zu hören.

Die Musik schwieg. Jetzt nahm ich mich zusammen und wollte die Thür öffnen. Und siehe! sie war verschlossen, verschlossen mit einem von den Schlössern, die man von innen und außen nur mit einem Schlüssel öffnen kann. Ich taste nach dem Schlüssel. Es steckt keiner. Ich suche ihn in meiner Tasche. Aber ich wußte gewiß, ich hatte ihn nicht ausgezogen. Mit beiden

Händen tappe ich auf dem Boden umher. Kein Schlüssel ist zu finden.

So mag wohl einem Diebe das Herz schlagen, der sich auf der Flucht beym Rockschooße gehalten fühlt, wie mir in diesem unseligen Empfindungsgewühle. Unmuth und Scham, Entschlossenheit und Angst drückten meine ganze Kraft wie in ein Pünctchen zusammen. Bald wollte ich mit einem derben Tritte die Thür sprengen. Aber der Gedanke, daß ich für einen Tollhäusler gelten würde, wenn ich als Urheber eines solchen Lärms bekannt würde, zog meinen Fuß nieder. Sitzen zu bleiben in meinem Hintergrunde, war schändlich. Wenn Laurette wirklich in der Loge zur Linken war, so spielte ich dann gegen sie die Rolle eines maulenden Kindes. Was mich aber am empfindlichsten dünckte, war die Ungewißheit, ob denn wirklich Laurette von der Gesellschaft sey, und ob ihre Gesellschafterin mit ihr.

Die Flüstertöne wurden vernehmlicher. Ohne Horchen unterschied ich nun die bekannte Sirenenstimme. Ich war meiner Sache gewiß. Der letzte Moment des Entschlusses war da. Und so biß ich die Zähne zusammen, und ging gerade vor mich hinblickend vorn in die Loge. Da lehnte ich mich lang über und blickte hinunter.

"Irr' ich mich, oder habe ich die Ehre, den Herrn Grafen von Donamar zu sehen?" tönte es sogleich französisch von der Seite herüber.

Ich richtete mich auf und machte gegen die Gesellschaft eine pflichtmäßige Verbeugung. Damit hätte ich nun entweder die Conversation schließen, oder meine Antworten auf Ja und Nein einschränken können. Aber — entehrt nicht den Menschen immer ein Schlendriansgefühl, ein Ankleben an dem Gewohnten, wo Herz und Verstand nichts wissen? Ohne zu denken, was ich sagte, halte ich das verdammte: Frau von Wallenstädt! über meine Lippen entschlüpfen lassen.

lassen. Die kluge Laurette fing es auf; und ich war gebunden.

Wie die Weiber von Welt die Kunst, Muth zu machen, unter allen Künsten am besten verstehen, so zeigte sich auch die feine Laurette dießmal in ihrer ganzen Theater-Größe. Sie fing leicht an zu plaudern. Wenn gleich das, was sie in den ersten Minuten vortrug, für mein betäubtes Gehör verloren ging, so ließ sie sich doch dadurch nicht abhalten, fortzuplaudern, so leicht, so artig, so bezuglos, über Wetter, über Reisen, über Schauspiele, daß ich endlich einen Accord zu dieser Melodie angeben mußte, um nicht statt meiner Feindin mich selbst zu compromittiren.

Bey dem Allen war es für die Frau von Welt ein gewagtes Spiel, daß sie mich so zu mir selbst kommen ließ. Wer weiß, ob nicht mein Selbstvertrauen, auf diese Art gestärkt, ihrer Verwegenheit Meister geworden wäre, wenn meine Gegnerin nicht Unterstützung gefunden

 hätte

hätte von einer Seite, die keiner anwesenden Seele bekannt war, außer mir. Die Gesellschaft bestand noch aus drey Personen; und unter diesen sah ich meine Reisende. Ihre Augen blickten nach mir, eine Secunde nur, aber doch eine Secunde, schleierlos in heller Herrlichkeit.

Woher konnte die Natur Stoff nehmen, solche Augen zu bilden? Denn Irdisches ist nichts in ihnen; und wen sie anblicken, der wird zum reineren Wesen. Nicht das Brilliantenfeuer des lebendigen Zittersterns, der unter den unruhigen Wimpern einer Laurette funkelt; eine stille, strömende Klarheit, eine Sonne von Unschuld und Geist leuchtet aus diesen Augen hervor und entrückt dich ins Reich der Geister.

So unbefangen, als ob die friedsamste Bekanntschaft unter uns bestände, stellte die wohlgewandte Laurette mich ihrer Gesellschaft und ihre Gesellschaft mir vor. Da hieß es denn:

Dieß

Dieß ist der Herr Marquis von Cressy! Er war es leibhaft, der leidige Ritter mit der Raubvogels-Physionomie, genau derselbe, der mir im Walde bey M** so keck in den Weg trat. Dieß die Marquisin von Fougeres! Ein carminrothgefärbtes, verschrumpftes Gesicht mit viel prätendirenden Mienen. Und dieß ist — warum kam denn die Reihe der Präsentation an die zuletzt? — Mademoiselle D'Aubecourt. Mademoiselle? Nicht Frau? Und doch war der Herr Marquis vormals im Walde so geschwind drüber aus, mir zu bedeuten, daß sie seine Frau sey! Und Mademoiselle D'Aubecourt! Also wohl eine Französin? Und doch flossen ihr die wenigen deutschen Worte, deren Nachklang meinem Herzen noch wohl thut, so deutsch von den Lippen! Dieß Alles kam mir wundersam vor, und ich dachte darüber nach, während Frau von Wallenstädt fort sprach. Und so ging es natürlich zu, daß ich, als Gegencompliment auf die Präsenta-

sensation, mit bedeutungsreicher Verwunderung fragend ausrief: „Mademoiselle D'Aubecourt?"

„Was fehlt Ihnen? — fuhr Laurette auf — Kennen Sie etwa ein Frauenzimmer dieses Namens? Oder suchen Sie Eins?"

Laß die Schlange! dacht' ich, und gab keine Antwort. Aber Monsieur de Cressy, der hitzigen Naturells ist, schritt eilfertig an meiner Statt zur Auseinandersetzung unserer Bekanntschaft, und erzählte die Geschichte von der zerbrochenen Axe mit der ihm eignen Ausführlichkeit, wovon er mir schon damals eine Probe gegeben hatte.

Während er schwatzte und die überraschte Laurette ganz Ohr war, suchte ich noch einen Blick von den Augen zu erstehlen, die mich, wie ich aus dem ersten Blicke verstanden zu haben glaubte, nicht unfreundlich treffen konnten. Aber sie sahen zur Seite, als wäre ich nicht da.

Meine

Meine Entschlossenheit stellte sich immer bestimmter wieder ein. Noch war der Franzose mit seiner historischen Erläuterung nicht fertig, als ich — es war bis dahin nichts, als Französisch gesprochen worden — die Mademoiselle D'Aubecourt auf deutsch anredete.

"Fräulein D'Aubecourt, sind Sie glücklicher gereiset, seitdem ich nicht so glücklich gewesen bin, Sie zu sehen?"

Das gab ein Aufsehen! Die edle Unbekannte richtete sich hochglühend auf. Lauretten fiel der Fächer aus der Hand. Dem Marquis starb das Wort auf den Lippen.

Aber die Holde antwortete mit gesenkten Wimpern:

"Ihre Theilnahme, Herr Graf, scheint größer zu seyn, als die Unfälle, die sie erregen."

Was war das? Wärme oder Kälte? Wendung oder Meinung? Mit einer leichten Beugung lehnte sie sich, als ob etwas ihre Aufmerksam-

samkeit anzöge, in's Parterre hinab. Mir war wie Einem, der in's unrechte Haus gekommen ist. Laurette sah mich boshaft an, wagte denn doch aber nicht, zu lachen. Der Marquis räusperte sich und beendigte seine Erzählung.

Nach einer kurzen Pause fing Laurette wieder an.

"Von dieser Geschichte haben Sie, Herr Graf, mir doch nie etwas mitgetheilt!"

"Warum hätte ich es Ihnen mittheilen sollen?" fragte ich zur Antwort, wandte mich kurz um, und sah auch in's Parterre hinunter.

"Nun, nun! — lachte sie bitter. So hat uns Ihr Ausruf bey den Namen der Mademoiselle d'Aubecourt desto mehr zu errathen gegeben."

Ich war im Gange. Die Replik erfolgte ohne Besinnen.

"— Man pflegt nicht besonders glücklich im Rathen zu seyn, wenn man sich selbst zu verstecken Ursache hat. —"

Das traf. Die Buhlerin verlor die Fassung. Sehr unhöflich war freylich diese Antwort, besonders, da ich laut sprach. Aber so sollte es seyn.

Die Gesellschaft horchte auf. Frau von Wallenstädt durfte nicht fortfahren.

Mit einer leichtsinnigen Wildheit warf sie einen glühenden Blick gegen die stille Unbekannte, die sich abgewandt hielt. Die carminfarbene Marquise aber nahm sich die Freyheit, zu lachen, und der Herr Marquis richtete sich in die Höhe und krümmte den Nacken, wie ein Hahn, der krähen will. Ehe die Disputation fortgesetzt werden konnte, wurde der Vorhang aufgezogen. Eine rauschende Musik machte unserem Intermezzo ein Ende.

Jetzt kam auch der Hauptmann W** wieder in meine Loge. Er entschuldigte sich, daß er den Schlüssel in Gedanken mitgenommen habe. Meine einzige Antwort war ein Blick, der ihm sagte, wie verächtlich er mir war. Kaum noch

ein Viertelstündchen saß ich. Dann empfahl ich mich eiligst.

Seit diesen Vorfalle begreife ich nun, daß ich mich nicht länger, wie bisher, leidend verhalten kann, wenn ich nicht zum Gespötte werden will. Aber was habe ich zu thun? Was? Ich hasse die Intrigue. Ich tauge nicht für sie. Und doch muß ich mitwandern in diesem Irrgarten, wo keine frische Blume blüht, ich Müder! O mein St. Julien! Warum mußtest Du mich verlassen?

VII.

Ferdinand von Seltiz an den Grafen Donamar.

M**, den 26. Aprill.

Die geschäftlose Einschränkung, in der du jetzt, lieber Donamar, deine Zeit verlierst, gestattet dir wohl, einen Brief von deinem Freunde mit Ruhe zu lesen.

Wenn du mir nicht verzeihen kannst, daß ich dich aus dem Schooße eines Glücks gerissen habe, das deiner unwürdig war, so verzeihst du mir vielleicht die Bezeugung meiner unwandelbaren Theilnahme an Allem, was dir begegnet. Auch eine Bitte, wenn du sie ja nicht erfüllen wolltest, kannst du doch nicht für eine Beleidigung nehmen.

Jeder Schritt, den du, lieber Donamar, thust, und jeder, den ich thue, seitdem wir nicht mehr

mehr Eines Weges gehen, überzeugt mich immer mehr, daß deine Vorstellungen vom Lebensgenuß und nützlicher Thätigkeit sich so weit von den meinen entfernt haben, daß ich wenigstens thöricht handelte, wenn ich dir Vorschläge thun wollte, wie du dich zu einem oder anderem der Freudenplätzchen, wo wir sonst mit der Welt so zufrieden waren, zurückfinden könntest. Du willst nicht umkehren. Bist du glücklich — sey es auf welchr Art es wolle — bist du nur in der That glücklich, so werde ich dich, wenn ich mich auch nicht mit dir freuen kann, doch nie wieder stören. Bist du aber unglücklich, wie jetzt, dann, lieber Donamar, gönne mir, daß ich mit dir weine. Versuch es doch einmal, ob du keinen Trost mehr finden kannst in meinen Armen. Komm zu mir, Lieber, wenn du auch nur noch Vertrauen zu dem Freunde fühlst, der sonst deine Liebe besaß! Komm zu mir! Dieß ist meine herzliche, meine vernünftige Bitte.

Ist

Ist dir der Soldatenstand noch immer der rechte? Scheint es dir nicht zuweilen, daß du mit deinem weitreichenden, in jeden Kreis des menschlichen Interesse eingreifen Geiste größere Dinge thun könntest, wenn du so bald als möglich wieder in die Bahn des Staatsmanns einlenktest? Ich kann meine Ueberzeugung nicht zurückhalten. Ich sage dir noch einmal: Du hast dich verirrt. Deine Sache ist es, nicht sowohl einen abgesonderten Plan zu verfolgen, als zu arbeiten für das Gute in Ganzen. Dein Gefühl für Menschenwerth ist die Quelle deines Patriotismus. Du bist also, wenn überhaupt Bestimmung gelten soll, weit eher zum Minister, als zum General bestimmt, bist es um so mehr, da du in Zeiten lebst, wo militärische Thaten, den Werth, den in sich selbst haben, ungeschmälert, für die Besserung des Ganzen sehr wenig wirken. Scheint dir dieß nicht der Fall zu seyn, so ist dir doch, soviel ich dich kenne, die größte

Wirk-

Wirksamkeit die liebste. Wie viel größer aber ist nicht der Kreis des Staatsmanns, als der Kreis des Soldaten! Und solltest du auch hierüber anders denken, so hast du doch, so wie du jetzt stehst, noch manchen Schritt zu thun, ehe du an das Ziel kömmst, und ein kurzes Ausruhen in der Gesellschaft zweyer glücklichen Menschen könnte dir eine gute Vorbereitung zum rascheren Fortgange werden.

Das Glück, das mir zu Theil geworden ist, wirst du mir nicht beneiden. Es ist nichts, als ein glücklicher Ehestand. Aber meine und meines geliebten Weibes Sorgfalt, dir deine Wünsche abzusehen, dir kleine Erhohlungsfreuden nach deinem Sinne zu bereiten, sollte die an deinem Herzen verloren gehen? Sollte überhaupt Wohlwollen und Innigkeit dich nur rühren können und nicht auch erheitern?

Mach' uns Bedingungen, lieber Donamar! Wir wollen sie eingehen. Setze Punkte fest,

die

die in keinem Gespräche berührt werden sollen! Wir wollen sie nie berühren. Es wird uns nicht schwer fallen, in gehöriger Entfernung zu bleiben. Nur, Lieber, mache uns die Freude und laß dich an unserem Heerde bewirthen!

Eine kleine Nachricht muß ich dir denn doch mittheilen, auf die ich vielleicht nicht verfallen würde, wenn ich nicht noch diesen Morgen den zweyten Brief wiedergelesen hätte, den du mir aus dem preussischen Lager schriebest.

Dein Auftritt im Walde, der so lebhaft auf deine Einbildung wirkte, erinnerte dich, du wußtest selbst nicht wie? an deine erste und unschuldigste Liebschaft, an die kleine Franziska, die mit ihrem Vater in Westindien sollte verstorben seyn. Erinnerst du dich auch noch des Bedienten, den der Hauptmann St** mitnahm, des fröhlichen Markus? Dieser Markus ist vor einigen Wochen zu uns zurückgekommen, so reich und vornehm, daß ich ihn fast nur an seinen Einfällen

wieder-

wiedererkannte. Unter vielen andern Neuigkeiten von der andern Hälfte der Erdkugel, in denen er unerschöpflich ist, erzählte er mir auch, daß sein guter Herr an der Epidemie, wovon wir damals in den Zeitungen lasen, gestorben sey, leider nicht in den besten Umständen; seine Tochter aber — der alte Markus verjüngt sich, wenn er von ihr spricht — sey von der Krankheit genesen. Was weiter aus ihr geworden, könne er nicht sagen, denn er habe sich gerade damals auf ein holländisches Schiff nach Surinam verdungen und zwey Jahre darauf, als ihn eine Geschäftsreise wieder nach Martinique gezogen, sey sie nicht auszufragen gewesen.

Kannst du errathen, lieber Donamar, was ich mir zu denken erlaube? Du phantasirst gern, und ich berechne gern mögliche Fälle. Wie? Wenn wir dießmal auf einen Punkt träfen? — Ich mag nicht unwahrscheinliche Ereignisse in Anschlag bringen; aber wer eine Reise um die

halbe

halbe Erde macht, in dessen Lebenslaufe wird vieles wahrscheinlich, das es sonst nicht ist. Kinderspiele haben oft ernsthafte Folgen. Erkundigungen können nicht schaden. Mit einem Worte, ich erlaube mir die Frage: Wie? Wenn nun deine Reisende, die dich so seltsam an die kleine Franziska erinnerte, wirklich die großgewordene Franziska wäre? Wenn sie, die du als Kind deine Braut nanntest, nach einem so wunderbaren Wiederfinden dein Weib würde? Ich will dir nur gestehen, daß der Wunsch, dich verheirathet zu sehen, diesen gewagten Speculationen in meinen Augen einen reellen Werth gibt. Ein Weib zu lieben und von ihr geliebt zu werden, ist dir Bedürfniß. Liebe und Ehe sind nach meinen Begriffen unzertrennliche Dinge; und wenn sie es nach den deinigen nicht auch werden, so wirst du den Ansprüchen der Welt und deines eignen Herzens an dich mit aller deiner Kraft und allen deinen Aufopferungen schwerlich Genüge leisten.

Das Weitere sprechen wir, wenn du willst, mündlich ab. Wenn du aber nicht willst, so verspreche ich dir, der kleinen Franziska so wenig, als des Ehestandes wieder zu erwähnen.

VIII.

Graf Donamar an St. Julien.

Cassel, den 28. April.

Soll ich doch noch ein Mal fühlen, was lieben heißt? Soll ich mich noch ein Mal verirren, wo möglich, noch widersinniger, als das erste Mal? Etwas Widersinnigeres könnte ich nicht anfangen, als mich ernstlich zu verlieben in — Mademoiselle D'Aubecourt. Mademoiselle D'Aubecourt? Das ist ein verdächtiger Name. Aber der Raubvogel, der das Täubchen in seinen Krallen hält, hat es vielleicht auch umgetauft. Ja, wenn

wenn ich das wüßte, wenn ich wüßte, daß das Täubchen wider seinen Willen in diesen Krallen gehalten würde — —

Mademoiselle D'Aubecourt? Im Grunde, wenn es ihr Name ist, so ist es ein ganz guter, wohlklingender Name. Aber — wenn sie nicht die Frau des Franzosen ist, und doch — —

Ich brauche nicht fortzufahren. Alles Uebrige ergibt sich von selbst. In's Spital gehöre ich, wenn ich mich unter diesen Umständen in die Mademoiselle D'Aubecourt ernstlich verliebe.

Oder sollte ich zu der Verdammniß berufen seyn, noch ein Mal lieben zu müssen, was ich nicht achten kann?

Liebe und Achtung sind zwey heilige Quellen, die weit entfernt von einander entspringen, und sich doch in einander ergießen müssen, wenn das Herz des Menschen gedeihen soll. Achtung ohne Liebe befriedigt nicht. Liebe ohne Achtung ekelt sich selbst an.

Als ich Lauretten von Wallenstädt liebte, bildete ich mir auch ein, sie zu achten. Ihr Geist, ihre Feinheit und ihre genialische Selbstständigkeit erregten meine Bewunderung. Die Bewunderung nahm die Stelle der Achtung ein, und der Betrug konnte seine Zeit dauern. Was geb' ich mir aber jetzt zum Besten, wenn ich Liebe für eine Mademoiselle D'Aubecourt empfinde, die freylich ein engelschönes Geschöpf ist, aber ein Geschöpf, das — Nun, was denn? — Gebe nur Gott, daß ich nicht das, was ich als möglich denken muß, als gewiß erfahre. Und doch peinigt mich auch die Möglichkeit so, daß ich eine Gewißheit, bey der ich mich auch nur einen Augenblick beruhigen könnte, gern mit meinem Leben erkaufte.

Ein junges, reitzendes Mädchen durchzieht das Land mit einem Franzosen, der sie bald so, bald so nennt. Thut sie es wider ihren Willen? Warum thut sie's denn? Die Welt

ist doch weit genug zum Entfliehen; und Klöster wenigstens öffnen ihre Thore fast überall.

Aber dieser reine Blick! diese himmlische Hoheit! diese traurig heilige Stille ihres Wesens!

Wer sie auch seyn mag; unglücklich ist sie, so wahrhaftig, als ich's bin.

Und der Unschuld ist ein Begleiter wie Monsieur de Cressy auch nicht eben gefährlich. Ich wollte, glaub ich, mit so einem Kobolt allenfalls mein angetrautes Weib um die Welt reisen lassen, ohne von seiner Seite etwas für sie zu befürchten.

Aber — Ja Aber! — Ein Aber schlägt das andere nieder, und ich bleibe allein ohne Rath und Hülfe da stehen. O Vernunft! Vernunft! Wo bleibt dein hochgepriesener Werth, wenn du nichts weißt, wo die Sinne nichts wissen? Du bist nur eine Schulmeisterin, die im Buchstabiren unterrichtet, und selbst nur stotternd die Zeilen zusammen lieset.

* * *

Den 30sten.

St. Julien! Ich werde krank. Es ist nicht die Hölle und nicht das Fegfeuer, in dem ich schmachte; aber es ist eine Qual, ärger als beide zusammen. Eine Unruhe, die dem bösen Gewissen gleicht, reißt mich wie an Ixions Rade herum. Eine absolute Unwissenheit in dem, was zu thun wäre, macht mich dem kraftlosesten Geschöpfe gleich. Den Wurm, der sich im Staube krümmt, aber von seinem Instincte sicher geleitet wird, kann ich beneiden.

Es ist mir nicht geglückt, eine Gelegenheit zur bestimmteren Bekanntschaft, wo es Noth thut, zu finden. Es ist mir nicht geglückt, mich durch Vernunftgründe zur ruhigen Erwartung des Ausgangs zu stimmen. Es ist mir, wenn ich es recht bedenke, in meinem ganzen Leben am Ende nichts geglückt. Wozu bin ich denn da? Daß ja, wenn die Krankheit, deren lähmende Kraft ich schon von weiten fühle, mir näher rückt,

Keiner mit Arzneyen die letzte Wohlthat des Schicksals von mir abwehrt!

Die Frau von Wallenstädt bekümmert sich nicht weiter um mich. Nach der Marquise de Fougeres hab' ich mich näher erkundigt; aber niemand weiß mir mehr zu sagen, als daß sie seit einem Jahre hier wohnt und in den Zirkeln beym Theetisch und sonst, wo ich nicht seyn mag, beliebt ist. Den Marquis de Cressy kennt man gar nicht.

Ich muß aufhören zu schreiben. Die Hand zittert mir wie im Fieber. Ich werde wirklich krank.

* * *

Den 2ten May.

Gegen das Verbot des Arztes, den man mir aufgedrungen hat, schreib' ich dir diese Nachschrift. Vielleicht sind es meine letzten Zeilen. Lebe wohl, St. Julien! Schliesse, Geliebter, mein Andenken in dein reines Herz! Und laß

dich nicht zu lange suchen auf einem besseren Sterne!

IX.

Ferdinand von Seltiz an St. Julien.

Cassel, den 13ten May.

Ihnen, Freund meines Freundes, meine Dankbarkeit für alle Dienste bezeigen zu können, die Sie in unserem Donamar auch mir erwiesen haben, würde ich mich noch mehr freuen, wenn die Veranlassung dazu nicht von der traurigen Art wäre. Auf Verlangen unseres so eben dem Tode entronnenen Donamars eile ich, Sie von einer Besorgniß zu befreyen, in die Sie, nach seiner Aussage, sein letzter Brief gesetzt haben muß.

Ich erhielt die Nachricht von seiner Krankheit durch einen meiner hiesigen Bekannten, der ihn

ihn, auf meinen Wunsch, längst beobachtet hat, ohne von ihm besonders gekannt zu seyn. Seit gestern bin ich hier.

Kraftlos und abgezehrt liegt der sonst so starke und schöne Mann. Aber das Fieber, das ihn dem Tode nahe brachte, ist glücklich überstanden. Die Genesung eines der edelsten Menschen ist entschieden.

In den vierzehn Tagen, die unser Freund auf dem Krankenlager und großentheils ohne Bewußtseyn zugebracht hat, sind vor meiner Ankunft um ihn her Intriguen gespielt worden, deren Zusammenhang ich mehr errathen als erfahren habe. Wer den Faden des Spiels geleitet hat, darüber werden Sie meine Erläuterung nicht verlangen. Weil ich vermuthete, was ich nicht laut sagen durfte, weil ich selbst die Antworten des Arztes verdächtig fand, so hieß mich meine kleine Erfahrung Bekanntschaft mit den Nachbarn des Hauses machen, wo Don

amar wohnt. So hab' ich einzelne Umstände genug erfahren, um ein Ganzes zu finden, daß sich nach der Regel der Wahrscheinlichkeit ganz bequem übersehen läßt.

Schon am ersten Tage, erzählt man mir, als der Kranke angefangen habe ohne Zusammenhang zu phantasiren, sey des Abends spät eine Miethkutsche vor das Haus gefahren. Zwey verhüllte Frauenzimmer seyen ausgestiegen ohne Bedienten. Der Arzt habe sie an der Thür empfangen. Nach einer Viertelstunde seyen sie wieder eingestiegen, und so alle Abend, bis der Kranke wieder angefangen habe, mit Bewußtseyn zu sprechen. Eine Hausmagd will bemerkt haben, daß die eine von den beiden Damen an dem Tage, wo die wenigste Hoffnung zur Genesung war, beym Einsteigen in den Wagen geweint habe.

Donamar weiß von allen diesen Geschichten nichts, und darf auch für jetzt noch nichts wissen.

Ich aber werde von dem, was mir nicht als Geheimniß anvertrauet ist, einen erlaubten Gebrauch machen, um, wenn mein Vorhaben glückt, die Störerin alles Friedens, so viel ich ihr auch für ihre Thränen zu gute rechne, in Kurzem in eine solche Lage zu bringen, daß sie wünschen soll, Cassel schon verlassen zu haben. Dann werde ich suchen, Nachrichten von dem unerklärbaren Frauenzimmer einzuziehen, von dem die Seele unseres Freundes voll ist. Was auch das Resultat aller Erkundigungen seyn mag; jede Nachricht, günstig oder ungünstig, wenn sie nur zuverlässig ist, hat ihren Werth. Denn einem festen und seiner selbst gewissen Charakter ist Ungewißheit unter allen Plagen die beschwerlichste, und selbst eine traurige Gewißheit heilsamer, als eine ängstliche Hoffnung. Sobald ich einige bedeutende Fortschritte gemacht habe, werde ich mir die Freyheit nehmen, Sie davon zu unterrichten.

X.

Laurette von Wallenstädt an Ferdinand von Seltiz.

Billet.

Den 14ten May.

Ich müßte vor Ihnen, Herr von Seltiz, nicht die Achtung haben, die ich nicht ohne Ursache fühle, wenn ich eine Rolle, die mich mein Wohlwollen für Ihren und auch meinen Freund vor der Welt zu spielen nöthigt, auch gegen Sie spielen wollte. Die Grundsätze des Grafen Donamar über freundschaftliches Vertrauen sind mir bekannt. Mein gegenwärtiges Verhältniß zu ihm läßt mich nicht bezweifeln, daß Sie um das vormalige wissen. Daß Sie Verhältnisse, die Ihnen vielleicht nicht lieb sind, dennoch nicht verkennen und durch niedrigen Verdacht entwei-

LB Coburg

entweihen, dazu traue ich Ihnen Einsicht genug zu, Ihnen, dem Freunde eines Mannes, den ich mit allen seinen Schwachheiten nicht minder hochschätze, als bedaure.

Ein schönes Spiel harmonischer Seelen, bezaubernd auch für einen Dritten, der nicht von Vorurtheilen erdrückt ist, und edle Empfänglichkeit genug für das Schöne hat, wurde durch eine unglückliche Einmischung des Ungefährs unterbrochen. Aber das Ungefähr, lieber Herr von Seltiz, ist nicht so stark als die Natur. So lange Donamar ist, wer er damals war, als er mein Freund wurde, muß er mein Freund bleiben und wenn er sich noch zehnmal einbilden sollte, es nicht zu seyn. Kein Gott und keine Göttin kann mir ihn rauben. Aber allen Umgang mit ihm aufzugeben, finde ich, so wie nun einmal der Zufall seine Seele verwirrt hat, für ihn selbst am besten; und deßwegen bin ich entschlossen, ihn auf immer von mir zu trennen. Welch' ein unwürdiger

würdiger Zustand für ein Weib, die sich des Werths ihrer Absichten bewußt ist, sich von einem Manne lieben zu lassen, den ihre Liebe ängstigt, weil er sich von blinden Phantasien betrügen läßt! Soll ich Ihnen ein Wort im Vertrauen sagen? Donamar ist ein außerordentlicher Mensch; aber er wird nie klug werden. Ich bedarf, wie ich am Ende gefunden habe, zum Umgange eines klugen Freundes. Phantasien kann ich nicht glücklich machen. Mein Verstand heißt mich also die Freundschaft, die ich für diesen außerordentlichen Mann immer fühlen werde, auf Handlungen einschränken. Auch er bedarf einer Freundin, die für ihn handelt. Ich mache keinen Anspruch auf seinen Dank. Er soll nur glücklich werden, wenn er anders nicht auch dazu die Lust verloren hat. Aber einen solchen Menschen glücklich zu machen, ist eine Arbeit, die einen Plan voraussetzt. Diesen zu entwerfen, bin ich jetzt beschäftigt; und

Sie,

Sie, Herr von Seltiz, zur Theilnahme einzuladen, schreibe ich diesen Brief.

Hätte das hitzige Fieber mir nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht; wäre der Mann, der schon krank genug war, nicht in einen Zustand verfallen, wo man sieht, was nicht ist, und spricht, was nicht seyn sollte, so wäre ich mit der Besorgung seines Glücks wahrscheinlich schon viel weiter. Vielleicht wäre ich gar schon, zufrieden mit mir, wenn gleich noch so unzufrieden mit denen, die sehen wollen ohne Augen zu haben, auf dem Rückwege nach Berlin. Aber was der Kranke unwillkürlich zu arg gemacht hat, muß erst ins bessere Gleis gebracht werden. Ehe dieß nicht geschehen, ehe nicht einige mich betreffende und gar zu abgeschmackte Gerüchte von Grund aus berichtigt sind, kann ich meinen Plan nicht so auszuführen, daß meine Ehre dabey besteht; und ehe ich dieß nicht kann, darf ich Cassel nicht verlassen. Und

über-

überhaupt trete ich meine Rolle erst dann an den Zufall ab, wenn ich überzeugt bin, daß er sie besser spielen wird.

Kann ich, je früher desto besser für Ihren Freund, der Ehre Ihres Besuchs genießen, so läßt sich, wie Sie wissen, in einer Viertelstunde mehr sprechen, als auf zehn Bogen schreiben.

XI.

Ferdinand von Seltiz an Laurette von Wallenstädt.

Antwort auf das vorige Billet.

Den 14ten May.

Ihr vortrefflicher Brief, gnädige Frau, hat die Bewunderung erhöht, die ich Ihnen nie versagt habe. Ihr Interesse für das Wohl meines Freundes ist unverkennbar. Ihre Mittel, es zu besorgen, sind ohne Zweifel zweckmäßig.

Rechnen

Rechnen Sie, gnädige Frau, um so mehr auf mein unbeschränktes Vertrauen zu Ihren Talenten, je mehr ich Anstand nehme, zu glauben, daß ich mit meinen für sich bestehenden Planen, die das Glück meines Freundes vielleicht von einer andern Seite betreffen, Ihnen nicht vielmehr hinderlich, als beförderlich seyn werde.

Unterdessen soll mich nichts abhalten, eine Dame von so seltenen Eigenschaften näher kennen zu lernen und dadurch einen Wunsch zu befriedigen, den ich schon damals empfand, als ich in M** die Ehre hatte, Sie bey Hofe zum ersten Male zu sehen.

XII.

Ferdinand von Seltiz an St. Julien.

Cassel, den 12ten May.

Die Genesung unseres Freundes geht einen so raschen Schritt, als ob er selbst der Natur Gesetze vorschriebe. Schon bringt er die meiste Zeit außer dem Bette zu und blüht mit dem Frühlinge zusehends auf. Die Mayluft scheint ihm sehr wohlthätig zu seyn. Seinen thätigen Geist zu unterhalten, bedarf es wenig Mühe; aber ihn zu hemmen, ist desto schwerer, besonders, wenn er Papier und Feder verlangt, um Ihnen, seinem Herzen unentbehrlicher Mann, zu schreiben.

Vielleicht errathen Sie schon aus dieser kurzen Nachricht, daß ich noch andere Nachrichten mitzutheilen habe, die mit der schnellen Genesung unseres Freundes in sehr enger Verbin-

dung

dung stehen. Sie wissen, daß eine Unbekannte im Herzen Donamars die erste Stelle einnimmt. Diese Unbekannte ist uns schon um vieles bekannter geworden. Laurette von Wallenstädt hat sich selbst an ihre Nebenbulerin verrathen müssen.

Wenn ich Ihnen gestehe, daß ich die Frau von Wallenstädt wirklich bewundere, werden Sie um so eher begreifen, warum ich sie besucht habe. Und doch kam ihre Einladung mir zuvor.

Dieses leichtsinnige und doch delicate Weib muß, um feindseligen Gerüchten zu entgehen, keine andere Rettung haben ausdenken können, als mich selbst zu sich zu ziehen. Vor einigen Tagen bat sie mich durch einen eben so stolzen als feinen Brief, sie zu besuchen. Ich ergriff die Gelegenheit, und habe sie, wie ich glaube, benutzt.

Weit entfernt, eine so feine Menschenkennerin für überlistet zu halten, bin ich vielmehr überzeugt, daß sie mein Betragen so gut durch-

 sieht,

sieht, wie ich das ihre. Auch ist es nicht anders zu vermuthen, als daß sie mehr als Einen Plan entworfen hat, der nur auf Umstände wartet, um ausgeführt zu werden. Aber bis jetzt ist sie entweder noch unentschlossen, welchen von mehreren Wegen sie einschlagen will, oder sie kämpft mit Schwierigkeiten, die ich nicht kenne, oder sie verwickelt sich in ihrem eignen Gewebe, welches das wahrscheinlichste ist; genug sie hat zum Scheine sich mir anzuvertrauen geglaubt und hat sich im Ernste verrathen.

Das erste Mal, als ich sie besuchte, saßen wir gegen einander über, wie zwey Schachspieler, die langsam mit den ersten Bauern ausrücken und einander ihre Manier abmerken. Sie sprach immer in allgemeinen Ausdrücken. Ich brachte ihr aber die unerwartete und unerlogene Nachricht, daß ich unsern Freund überredet habe, das Militär zu verlassen; daß ich jetzt beschäftigt sey, ihm bey dem französischen

Com-

Commandanten die Freyheit unter dieser Bedingung auszuwirken; und daß er auf einige Zeit mit mir nach M** gehen würde. Sie nahm dieß, wie natürlich, für eine Falle. Ich ließ sie dabey, fest versichert, sie würde nach desselben Tages die Bestätigung meiner Aussagen durch ihre Kundmänner erhalten, ihre Begriffe von mir herabstimmen, unvorsichtiger werden, und dadurch vielleicht ihr Spiel verlieren.

Gestern stellte ich mich wieder bey ihr ein. Alles, was sie nun äußerte, war verständlicher und bestimmter. Sie machte zum Eingange meiner Menschenkenntniß große Complimente, vielleicht um durch den Contrast desto fühlbarer zu machen, wie unweise mein Plan sey, Donamarn auf einmal von der großen Welt zu entfernen. Das war nun freylich ein Misverständniß; aber ein sehr vortheilhaftes für mich. Ich ließ sie auch, ohne sie zu unterbrechen, ihren ganzen Vortrag endigen; und als ich aus der

steigenden Lebhaftigkeit ihrer Ausdrücke schloß, daß sie nicht mehr mit kaltem Blut sprach, gestand ich ihr, daß ich um Donamar eigentlich deßwegen besorgt sey, weil er anfange, für eine mysteriöse Schöne zu schwärmen, von der sie wahrscheinlich nicht mehr wisse als ich.

Sie sah mich mit dem lebhaftesten Erstaunen an. Halb freudig, halb finster, rief sie: Mysteriös nennen Sie diese Schöne? Ihren Freund sollten Sie so nennen. — Der ist also verschwiegner, als ich dachte! — Wie fein! wie unerwartet fein! Das hat Ihnen also Ihr Freund wohlbedächtig verschwiegen, wer die spröde Gebieterin seines Herzens ist?

Ich versicherte bey meiner Ehre, daß ich nicht wisse, wer die Dame sey.

Sie schien es nicht begreifen zu können. "Nein! — rief sie noch einmal — das ist mehr als sonderbar. Solche Verschwiegenheit unter Freunden! —"

Ich mußte mein Schnupftuch zu Hülfe nehmen, um ein Lächeln zu verbergen, das mich zu verrathen drohte.

"Die Aspecten — sagte ich — unter denen sich diese Dame zuerst gezeigt hat, sind wenigstens sehr ungünstig. Ein Frauenzimmer, das allein mit einem Herrn reiset, ohne mit ihm verheirathet zu seyn —

"Nicht zu weit! — unterbrach sie mich. — Diese Dame ist mit mir in meinem Wagen spatziren gefahren. Sie gehört also nicht in die Classe der verlornen Creaturen."

Sehr stolz sagte sie das. Ich gönnte ihr diesen Stolz und diese Logik, und ließ sie fortfahren. Nun fing sie an, zu erzählen. Die bewußte Dame sey nichts schlimmeres, aber auch nichts besseres, als eine Närrin, eine melancholisirende Prüde. Der Marquis versichere, sie sey von sehr guter Familie. Wie sie aber in seine Hände gerathen sey, möge

Asmodi wissen. Er wolle sie schlechterdings heirathen, und sie sträube sich gegen seine Anträge wie gegen die ärgste Schande. Seit Jahr und Tage ziehe er sie in der Welt umher, damit sie folgsamer werde. Böse sey der Mann nicht. Nur die Leidenschaft für seine Unbarmherzige habe ihn zum Don Quichotte gemacht. Sein letzter Trost sey, daß keiner sich glücklicher nennen könne, als er. Um aber diesen Trost nicht zu verlieren, bewache er die Beherrscherin seines Herzens mit einer Wuth, die alles zerreiße, was ihr zu nahe kömmt. Nun habe sie kein menschliches Geschöpf um und neben sich als ihn und eine abscheuliche alte Zofe, die ihr bey Tage und bey Nacht das Register seiner preiswürdigen Qualitäten ablesen müsse. Um das Feld auch von weitem rein zu halten, schleiche sein Kammerdiener wie ein Flurschütz umher und passe jedem Fremden auf.

Ich fragte mit möglichster Ruhe:

"Wie verträgt es sich aber mit der Eifersucht des Marquis, daß er seine Schöne in's Schauspiel führt?"

"Das läßt sich doch, — sagte sie — dächt' ich, eher begreifen, als wenn er sie in Assembleen und häusliche Gesellschaften führte. Etwas muß er doch thun, um zu zeigen, daß er gnädig ist; und im Schauspiele sorgt er immer für eine Loge, nach deren Nachbarn er sich vorher erkundigt."

"Die Erkundigung muß ihm denn doch zuweilen sehr mißglücken!" sagte ich lachend.

"Zuweilen!" wiederhohlte sie, und lachte muthwillig mit.

"Aber da wundert's mich doch, fuhr ich fort, daß sich noch kein Ritter gefunden hat, sie zu erlösen."

Sie schüttelte den Kopf. — "Wie kann sich denn einer finden, wenn sie keinem ihre Noth

klagen darf? Und wenn sie's dürfte, so fragt es sich noch sehr, ob sie's wollte. Es sieht wunderlich in ihrem kleinen Herzen aus. Sonst müßten auch ihre großen Augen längst einen Ausweg zur bequemen oder unbequemen Rettung entdeckt haben. Der Knoten, denk' ich wenigstens, sitzt vielleicht auch in der Börse. Sie ließ sich einmal so etwas merken. — Aber wie kommen wir darauf, dieß Capitel so umständlich abzuhandeln?"

Auf einem gefährlichen Wege, dacht' ich, und antwortete nicht ohne Lächeln:

"Mich dünkt, gnädige Frau, es liegt nicht wenig daran, daß Donamar nach diesen Nachrichten auf die rechte Weise behandelt wird. Noch ist es vielleicht Zeit, ihn von seiner Schwärmerey abzulenken. Lassen Sie uns ausforschen, soviel wir können. Wenn wir zum Beyspiel herausbringen könnten, was für eine Landesmännin die Dame, und was ihr Familienname ist, das könnte vielleicht nützlich für unsern Zweck werden.

Sie, gnädige Frau, haben dazu vortreffliche Gelegenheit, und ihren Talenten ist nichts unmöglich."

Auf einmal sah sie mich mit einem langen und schneidenden Blicke an, rückte zur Seite auf ihrem Kanapee und spielte unruhig mit den Fingern. Eine sichtbare Veränderung ging in ihr vor.

Sie trauen mir zu viel zu, Herr von Seltiz — sagte sie nun in dem Tone, wie man kalten Rath oder abschlägige Antwort ertheilt — Ich muß Ihnen nur gestehen, daß selbst die Nachrichten, die ich Ihnen mitgetheilt habe, auf Vermuthungen hinauslaufen und — daß ich an Ihrer Stelle noch nicht wagen würde, irgend einen Gebrauch davon zu machen."

Ihr Blick wurde immer schärfer. Ich behielt meine Fassung.

"Keinen Gebrauch, antwortete ich, als einen vernünftigen und behutsamen."

Ich

Ich leitete nun das Gespräch auf andere Dinge. Dieß schien ihre Ungewißheit, was sie von meinen Absichten glauben sollte, zu vollenden. Sie streckte mit einer niedlichen Bewegung den Finger aus und sagte langsam und fein und mit vielem Ausdrucke:

"Herr von Seltiz, nehmen Sie sich in Acht!"

— "Vor wem, gnädige Frau?" —

"Vor Ihrem Verstande."

— "Ja, wenn ihn der Ihre nicht unterstützte!" — So schieden wir halb scherzend. Als ich wieder in meinen Wagen stieg, dacht' ich: So gewiß, als ein Weib nie aufhört, ein Weib zu seyn, ist die Klügste verrathen, wenn wir es zur rechten Zeit dahin bringen können, daß sie uns etwas erzählt.

* * *

Von

Den 19ten.

Von der Wirkung meiner eingezogenen Nachrichten auf das Gemüth unseres Freundes habe ich geschwiegen, bis ich etwas Zuverlässiges sagen konnte. Dieß war nicht eher möglich, bis ich ihm alles Nöthige mitgetheilt hatte; und als ein guter Arzt mußte ich meine Stärkungsmittel nach und nach in mäßigen Dosen geben. Wenn die wohlthätige Freude über die eine Kleinigkeit nachließ und die Sehnsucht nach einer neuen in ihm lebhaft wurde, dann erst mußte ich diese anbringen. So behielt ich auch die Eindrücke zum Theil in meiner Gewalt. Denn ich habe Lauretten von Wallenstädt im ganzen Ernste nicht belogen. Mein letzter Zweck ist und bleibt, meinen Freund wieder in ein ordentliches Lebensgleis zu lenken und ihn von seinem neuen Idol so gut abzuziehen als von dem alten. Der Nachrichten von der sogenannten Mademoiselle D'Aubecourt bediene ich mich nur, ihn zu erheitern

heitern und sein Vertrauen zu behalten. Denn ein Einfall, den ich mir erlaubte, daß diese Mademoiselle D'Anbecourt vielleicht die westindische Franciska von St** sey, war im Grunde nur ein Spiel mit der Möglichkeit, wodurch ich suchte — denn das Kind hieß seine Braut — eine angenehme Vorstellung vom Ehestande in seiner Seele zu wecken.

* * *

Den 21sten.

Donamar ist zwar so gut als gesund, aber er darf noch nicht reisen, und mich ruft eine Staffette in Amtsgeschäften plötzlich nach M** zurück. Nie durfte er weniger sich selbst überlassen werden, als jetzt; und doch muß ich mich von ihm trennen.

So kostet denn auch mir die Erfüllung meiner Berufspflicht ein schweres Opfer.

XIII.

Graf Donamar an St. Julien.

Cassel, den 22sten May.

Guten Morgen in diesem alten Lande der Lebendigen, mein St. Julien! Ich lebe noch. Kannst du dir das vorstellen? Ich lebe noch, und kann mich gar nicht darein finden, daß ich lebe. Wie in den christlichen Auferstehungsgemählden die Gläubigen sitzen, halb in der Erde steckend, den Blick gen Himmel gerichtet, und mit den Händen an das Grab gestemmt, um sich zur Vollendung emporzuarbeiten, so ungefähr sitze ich hier in einem Polsterstuhle, und habe erhabene Vorstellungen von mir und den menschlichen Dingen.

Ich bin krank gewesen, habe delirirt, mit dem Tode gerungen, und Gott weiß, was sonst

noch? gethan. Das lasse ich mir nun erzählen, und lache herzlich darüber, daß einem vernünftigen Wesen so etwas begegnen kann.

Einen Blüthenzweig vom schönsten Apfelbaume habe ich mir bringen lassen. Der ist meine Palme. Denn ich muß doch mein Auferstehungsfest feiern. Heute setzte ich auch eine Prämie darauf, wer mir noch einen Veilchenstrauß brächte. Ich möchte gern wie ein frommes Kind auferstehen. Aber die Veilchenzeit ist vorüber, und man wird nicht wieder unschuldig, wenn man aufgehört hat, es zu seyn, selbst bey der Auferstehung der Todten nicht.

Was sollen die Possen? fragst du. Ist das die Sprache eines genesenden Mannes? — So frag' auch ich mich. Aber ich kann mir nicht helfen. Ich habe wieder gesund werden sollen; nun will ich auch übermüthig seyn. Oder vielmehr, ich delirire noch leise fort, aber so, daß

mir

mir unbeschreiblich wohl dabey ist. Ich lebe und webe in Phantasien.

In diesen Phantasien glaube ich nun im ganzen Ernste, daß ich wieder liebe. Wen? verlangst du hoffentlich nicht zu erfahren. Aber, St. Julien, was auch die Kritik dagegen einwenden mag, man liebt ein unschuldiges Mädchen ganz anders, als das sittsamste Weib. So fromm auch ein Herz ist; die Phantasie kann das Ausplaudern nicht lassen. Es mag Fälle geben, wo der Schleier, den Sitte und Nothwendigkeit weben, dichter ist, als der Schleier der Natur. Ich halte mich an meine Erfahrung. Die Liebe zu einem unschuldigen Mädchen ist für Leib und Seele die gesundeste.

Zürne nur nicht, um des schönen Maymonats willen! zürne nicht auf meine lieblichen Possen! Ich bin, diese Possen abgerechnet, zehn Mal vernünftiger, als vor meiner Krankheit. Nur weiß ich noch nicht, was ich mit meiner

Vernunft eigentlich anfangen soll. Deßwegen tändle ich in den Tag hinein, bis ich wieder ganz gesund bin und es für mich wieder etwas Ernsthaftes zu thun gibt.

Gestern hat mich mein redlicher und kluger Seltiz wieder verlassen. Die Dankbarkeit hat mich auf's neue mit ihm verbunden. Wenn er mir gleich nie einen St. Julien ersetzen kann, so lieb' ich ihn doch von ganzer Seele.

"Es ist dir nicht gut, daß du allein bleibst!" seufzete Seltiz beym Abschiede. Aber bin ich denn allein? Ein leichtsinniges, hüpfendes, unbeschreiblich liebliches Mädchen leistet mir bey Tag und Nacht süße Gesellschaft. Ihr Name ist Hoffnung. Das gute Kind hält ein Fernrohr in der Hand. Durch dieses Fernrohr läßt sie mich einen Myrtenhain erblicken, und flüstert mir zu, die Göttin der Liebe habe diesen Hain für mich gepflanzt. Weit hin liegt dieser Hain. Wie weit? hüt' ich mich weislich zu fragen.

Dafür spar' ich meine Kräfte mit Fleiß, um desto rascher nach der glücklichen Gegend hin zu fliegen, sobald ich nur erst wieder das Zimmer verlassen kann.

Uebrigens disciplinire ich meine unsterbliche Seele mit preussischer Strenge. Sie hat einen langen Weg vor sich, einen schwer zu findenden Weg. Wie wollte es ihr da ergehen, wenn Stürme der Sehnsucht die Wolken vom Rande des Horizontes heraufjagten, und den schönen Tag verdunkelten?

Seltiz ist nicht vergebens hier gewesen, wie du siehst. Auch du würdest mir, wie ich hoffe, einmal einräumen, daß ich guten Rath zu schätzen weiß, wenn du nur hier wärest!

* * *

Den 24sten.

Zum erstenmale sah ich wieder im Freyen den blauen Himmel mit seiner alten, herrlichen Wölbung über mir. Kein Menschenwerk hielt

mein Herz gefangen. Ungehemmt, wie die Sonnenstralen, flogen meine Gedanken durch die unendliche Bläue, und meine Seele wurde groß wie die Welt.

Aber als der befriedigte Blick wiederkehrte zur guten traulichen Erde; als ich den Himmel vergaß über dem sprossenden, jungfräulichen Grün, auf dem ich ruhte; da verhallte der Symphonienschwung meines Gefühls in ein leises Adagio. Ich zog meine Schreibtafel hervor, um einige der Träume, die meiner Seele vorüberflogen, im Fluge zu fesseln. Aber das Bild der Bilder, das mir in ihnen immer und immer erschien, wollte sich nicht fesseln lassen.

Ueberweht von Silberbirkenzweigen,
Fühlt' ich lichtumfloßne Phantasien
Auf und ab in meiner Seele steigen,
Heller leuchten, lodern und verglühn.

Bienen summten; Mayenkäfer schwirrten;
Mücken tanzten um mein Blätterdach;
Nachtigallen schlugen; Tauben girrten;
Echo schlug und girrte klagend nach.

Da versucht' ich, mein Gefühl zu singen.
Worte sang ich ohne Kraft und Licht.
Der Erinn'rung kann ein Lied gelingen;
Dem Gefühle selbst gelingt es nicht.

* * *

Den 25sten.

Aber ich bin kein Dichter; und bey aller Pracht des Mayes! ich möchte gern weiter.

Das Haus, wo meine Unbekannte wohnt, kenne ich nun. Ich gehe eine Stunde um die andere auf der entgegengesetzten Seite der Straße langsam hinab. Ich zähle die Fenster und warte, ob sich keins öffnen will. Keins öffnet sich. Neue Sehnsucht ist alles, was ich

heimbringe. Und doch freue ich mich meines Ganges.

Nicht einmal meinen eignen Bedienten gebrauche ich, um an den Orten, wo etwas zu erfahren ist, weiter nachzufragen.

* * *

Den 27sten.

Beynahe wünschte ich, mich langsamer zu erhohlen. Je gesunder ich werde, desto mühsamer finde ich es, die Souveränität über meine Wünsche zu behaupten. Das menschliche Daseyn besteht aus Kraft und Widerstand. Ein wenig Kränklichkeit kann der Selbstbeherrschung nicht schaden; denn der Kränkliche hat nichts als seine böse Laune zu beherrschen, und die ist wenigstens nicht stürmisch.

Ja, hätt' ich sie nur erst allein gesprochen, sie, die mir immer gegenwärtig ist, wie eine

Gottheit! Hätte ich nur wenigstens einen Brief sicher in ihre Hände gefördert!

Sie ist eine Gefangene, eine, nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit, ungerecht und gewaltsam Gefangene. Sie zu retten ist also meine Pflicht, auch wenn ich sie nicht für mich rette. Oder sollen wir aus Furcht vor Donquichotterie auch den wahren Adel verkennen, der es sich zum Geschäft macht, der unterdrückten Unschuld zu helfen?

Ich schwärme nicht. Ich weiß, was ich will. Ohne eine Bitte um Lohn will ich thun, was die Unglückliche verlangt, will sie hinbringen, wohin sie verlangt, und nur ihr Vertrauen verdienen.

Seit ich sie schleierlos und im freyen Glanze ihrer Schönheit sah, erinnert mich ihr Bild nicht mehr an die kleine Franziska. Die süße

Grille, die selbst einem verständigen Seltiz gefallen konnte, hat nun auch ihren Reitz verloren.

* * *

Den 28sten.

Ein Schritt, der ihrer tausend werth ist.

Ein frommes Naturkind hat sich gefunden, die gottlosen Werke der Kunst zu zerstören. Die Unschuld nimmt es mit der Intrigue auf, und wird sie, hoff' ich, entwaffnen.

Welcher Prophet konnte so etwas voraussehen? Einzig, wie in einem Romane, der seinen Namen verdient, entwickelt sich in meinem Lebenslaufe alles Gute aus dem Unerwarteten.

Heute nach Mittag ließ ich mich auf einer abgelegenen Bank in der Aue von der Mayensonne bescheinen. Bey einem Blicke zur Seite fiel mir eine niedliche Mädchenfigur auf, mehr klein als groß, mehr ländlich als städtisch gekleidet. Ihr Gesicht lauschte unter dem Schatten

ken eines halbaufgekrempten Strohhütchens, von dem ein violettes Band herabflatterte. Ihr linker Arm trug ein buntes Körbchen, aus dem sich ein Faden hinaufzog, mit dem ihre beweglichen Finger spielten. In Prose gesagt, sie strickte.

Ich sah, daß sie mich betrachtet hatte. Ich mußte sie doch wieder betrachten. Aber mein Blick schien ihr so wenig zu gefallen, daß sie auf einmal, wie von einem panischen Schrecken ergriffen, linksum machte und wie ein Reh durch die Gebüsche verschwand.

Nicht um ihr nachzulaufen, stand ich auf, und trieb mich in den Schlangenalleen hin und her. Da entdeckte ich das niedliche Kind wieder. Sie saß, ganz in sich versunken, unter einem Baume. Ich glaubte, sie anreden zu müssen.

"Sie fürchten Sich doch nicht vor mir?" sagte ich leise.

Ueber und über verstört sprang sie auf.

 "Wer?"

"Wer?" sagte sie laut und staunend; und ihr hellblaues Auge ging ganz auf.

— "Wie?" sagte ich leise; und keins von uns schien die Frage des andern zu verstehen.

'Ob Sie sich vor mir fürchten, liebes Kind?" wiederhohlte ich.

"Ich?" fragte sie wieder.

—"Ja; wer denn sonst, kleines Mädchen?"—

"Hm! — rief sie langsam aus, und machte eine unfreundliche Miene — Daß der Herr Graf über mich spotten würde, konnt' ich wohl denken."

Ich wollte eins von ihren für solchen Stand ungewöhnlich weißen Händchen ergreifen, aber sie zog es geschwind an sich.

"Ich heiße nicht Sie!" sagte die Kleine. Und nun merkte ich erst, daß sie nicht gewohnt war, im Plural angeredet zu werden.

"Soll ich denn Du sagen, liebes Mädchen?"

Ich griff wieder nach ihrer Hand und sie zog sie nicht zurück.

Nun kam es zwischen uns beiden zur Erklärung. Ich fragte sie, woher sie mich kenne, und erfuhr, ohne, daß sie es deutlich sagte, daß sie mich lange beobachtet und sich genau nach mir erkundigt hatte, mit einem Worte, daß sie — warum sollte ich es dir nicht sagen? — mich liebte.

Ich wurde in der That verlegen über dieser Entdeckung. Das Mädchen hatte einen unbeschreiblichen Ausdruck von Zartheit und Unschuld in ihrem ganzen Wesen.

Ich bat sie um den Blumenstrauß, der über ihrem erschütterten Herzchen bebte. Sie machte ihn ohne Umstände los und reichte ihn mir.

Mit einer Unbedachtsamkeit, die ich mir kaum erklären kann, griff ich in die Westentasche und zog einiges Geld hervor.

So wie sie das Geld merkte, traten ihr Thränen in die Augen.

"Geben Sie mir meine Blumen wieder!" sagte sie ziemlich trotzig.

Wie tief war ich beschämt!

"— Vergib mir, Kind!" rief ich, und warf das leidige Geld in die Büsche.

Sie schien beruhigt, aber nicht zufrieden.

"Das konnten Sie auch bleiben lassen. Manchem Armen, der sein Brot nicht mehr verdienen kann, hätten Sie damit helfen können. Nun findet es niemand, oder gar einer von den Betteljungen, aus denen nimmermehr etwas Gutes wird." —

Also eine Predigt, von einem unstudirten Mädchen, und eine sehr nützliche!

"Kind, sagte ich, du bist eine Moralistin."

"Was wär' ich?" sagte sie unwillig und wollte weggehen. Ich hielt sie.

"Nein;

—"Nein; so scheiden wir nicht. Du mußt mir sagen, wie du heißest und wo du wohnst."—

Nun erzählte sie mir, sie heiße Sabinchen. Ihr seliger Vater sey Schulmeister gewesen, ihre Mutter aus Cassel gebürtig und viel vornehmer, als ihr Vater. Von ihrer Mutter habe sie auch Französisch sprechen gelernt. Aber nun seyen ihre beiden Eltern am Fleckfieber gestorben, und sie wohne hier bey ihrer Base, die eine böse Frau sey.

Ich hörte Alles aufmerksam an, ohne nur zu ahnen, wohin es weiter führen würde. Das Mädchen wurde immer traulicher. Ich erkundigte mich näher nach ihren Hausgenossen. Sie nannte sie mir, einen nach dem andern. Meine Aufmerksamkeit nahm schon merklich wieder ab, als sie unter den Leuten, die in ihrem Hause aus- und eingingen, einen alten häßlichen Franzosen nannte. Das Wort Franzose fiel auf meine Phantasie, wie ein Funken auf Zunder.

—"Wer ist denn dieser Franzose?" fragte ich.

"Er

"Er ist Kammerdiener bey dem fremden Herrn, der sich noch nicht lange hier aufhält — ich kann immer seinen Namen nicht behalten."

Fast erschrocken fragte ich weiter: "Doch nicht bey dem Marquis von Cressy?"

"Ja, so heißt er. Sie werden ihn wohl kennen." —

Ja wohl kannte ich ihn. Ein Chaos von Entwürfen und Ahnungen entstand so gewaltig in meinem Innersten, daß ich einige Minuten sprachlos blieb. Aber als ob mir plötzlich ein Licht aufginge, wandte ich mich wieder zu meinem Naturkinde.

"Sabinchen, — sagte ich sie traulich — setze dich hier einen Augenblick auf diese Bank. Mir ist etwas eingefallen, worüber ich geschwind nachdenken muß. Ich muß den Gang ein Paar Mal auf und ab gehen. Es betrifft dich auch mit, was mir eingefallen ist.

Sie

Sie sah mich groß an, antwortete nicht, und setzte sich auf die Bank.

Wenn es möglich wäre — dachte ich nun — wenn es möglich wäre, durch diese Kleine mein Glück zu bauen, ohne das ihre zu zerstören! — Sie überreden, ist vielleicht nicht schwer. Aber ist das gut, wozu ich sie überreden möchte? Und wenn sich auch das, was für sie zu befürchten steht, durch mich verhüten ließe; ist ein Mädchenherz, das eigne Wünsche hat, groß genug zum Aufbewahren der Wünsche eines Andern, die trotz aller Resignation den ihrigen widersprechen? — Aber wenn es dennoch möglich wäre — —

Es muß möglich seyn, sagte mein Genius; und ich ging zurück zu der Kleinen.

Ich sagte ihr — das Mährchen war unschuldig und dem guten Kinde, das mich in seiner Unschuld mit zu freundlichen Augen ansah, in der That heilsam — "Sabinchen, ich habe eine

eine Braut." Nachdem der Eindruck vorüber war, erzählte ich weiter, diese meine Braut sey mir gestohlen von dem Marquis, bey dem der alte häßliche Franzose Kammerdiener sey. — "Sabinchen, fuhr ich fort, Du könntest viel für mich thun. Du könntest mir meine Braut wieder verschaffen."

"Lieber Gott! Ich?" —

"Hör' an, mein Kind! — Und sie hörte mit allen Sinnen. — Der Marquis hält meine Braut eingesperrt, und niemand darf zu ihr, als eine alte, böse Kammerfrau und der häßliche Kammerdiener. Was meinst du, wenn die Kammerfrau abgeschafft würde und du in ihre Stelle trätest?"

"Wie geht denn das an? Und der häßliche Kammerdiener bliebe ja denn doch! Und wenn der bleibt —"

Ich bat sie, mich auszuhören. Dieser Mensch, sagte ich, habe es für seine Zudringlichkeit wohl

verdient,

verdient, daß sie ihm einmal etwas weiß machte. Sobald er ihr einmal schön thäte, solle sie ihm sagen, sie wolle ihm gut werden, wenn er sie zum Kammermädchen bey dem Fräulein mache, das bey seinem Herrn sey. Wenn sie dann Kammermädchen bey meiner Braut sey, so solle sie unsere Briefe besorgen. Dann solle es nicht lange dauern, so werde ich meine Braut entführen, und Sabinchen solle immer bey uns bleiben.

Ein Mädchenkopf ist bald begeistert. Viele Schwierigkeiten wurden schnell aus dem Wege geräumt; viele Zweifel gehoben.

Sabinchens alte Base ist schon diesen Abend heimlich bey mir auf meinem Zimmer gewesen und für Geld und gute Worte zu allen Dienstleistungen willig und fertig. Aber nun zittere ich auch, wie ein feiger Soldat vor der Schlacht. Und doch sagt mir der Genius, der mich nie verläßt:

läßt: Es muß gelingen. Nur wann? wann? das möchte ich wissen.

XIV.

Graf Donamar an St. Julien.

Cassel, den 2. Jun.

Es ist gelungen. Ich bin denn doch ein Glückskind, trotz Allem, was mir Tolles begegnet ist. Wie es nun weiter kommen wird? Gleichviel! Gleichviel! Seh' ich doch nun einmal Licht vor mir. Und nun will ich meinen Weg wieder wie ein Mann gehen. Ich habe ausgetändelt.

Es gleicht einem Wunder, daß Alles so gekommen ist, wie es mußte, und daß es schon jetzt, jetzt so gekommen ist. Was doch in dieser besten Menschenwelt ein Mädchen vermag!

Mein Unternehmen war seltsam und verwegen ausgedacht, wie ich meine; und es ist so

geschwind

geschwind geglückt, daß ich kaum weiß, ob ich wache oder träume. Vor drey Tagen machte ich Sabinchens Bekanntschaft. Heute ist sie ihrer künftigen Gebieterin vorgestellt worden. Morgen tritt sie ihr Amt an. Lernst du nun an Wunder glauben? Aber freylich hängt Alles natürlich zusammen. Der alte Kammerdiener ist in mein Naturkind fanatisch verliebt. Er beherrscht seinen Herrn. Er lebte längst in bitterer Feindschaft mit der alten Mamsell Kammerfrau. Das wußte ich längst durch meine Leute. Nun ist die alte Sünderin als ein bösartiges Geschöpf entlassen und Sabinchen dem Herrn Marquis als ein Bild der Ehrlichkeit durch den unsaubern Diener empfohlen worden. So fügt sich Alles in der Welt, wenn es sich fügen soll. Man sage der Glücksgöttin so viel Böses nach, als man will. Sie ist es doch werth, daß man ihr opfert.

Wie drolligt mein neues Glück schon auf meine Lebensart wirkt!

Vor allen Dingen hab' ich sogleich ein neues Quartier bezogen. Laurette von Wallenstädt wurde von meiner vorigen guten Wirthin einmal eine scharmante gnädige Frau genannt. Mehr brauchte ich nicht zu wissen.

Dazu hab' ich noch in dem abgelegensten Theile der Stadt eine Murmelthiershöhle gemiethet, der ihr Eigenthümer, ein Leinweber, die Ehre anthut, sie sein Haus zu nennen. Da soll mich selbst die heilige Inquisition nicht ausfinden, wenn ich Sabinchens alter Base Morgens und Abends ein Rendezvous gebe.

* * *

Nachmittags.

Hoffnung! Hoffnung! Schmeichelnder Engel! Die du am Bande gängelst den Knaben, leite festen Trittes den Mann! Vergib mir.

St. Julien, diesen poetischen Schwung. Ich tändle nicht. Aber ich bin ausgelassen vor Hoffnung.

Meine Ausgelassenheit hat fröhliche Menschen gemacht, wenn gleich die Polizey sich dadurch höchlich geärgert fand, da ich nicht methodischer verfuhr. Ich gab meinem Bedienten Befehl, zwölf Bettler in dieser Residenzstadt aufzusuchen und sie mit ihren Familien auf einen Rasenplatze in der Aue einzuladen. Das war eine Gesellschaft! Taube und Stumme, Lahme und Blinde, Christen und Juden fanden sich ein. Amphitheatralisch mußten sie sich lagern. Kuchen und Rheinwein wurden servirt. An einem Busche, der Herrlichkeit gegenüber, lag ich und schaute und hörte, wie Hüte, Mützen und Krücken geschwungen wurden und mein Name zu den Sternen emporflog, bis endlich die Polizey für gut fand, ihre Deputirten zu senden und die letzten Acte dieses Naturstücks zu untersagen. Auch

ließ ich die Namen und Wohnungen meiner Gäste zu Protokoll nehmen, um von dem Scherze eine ernsthafte Fortsetzung zum reellen Wohl dieser Leute zu machen.

* * *

Abends.

Alles an Einem Tage!

Nun bin ich auch wieder ein freyer Mann. Seltiz, wirst du wissen, hatte es beym französischen Commandanten betrieben, daß ich auf mein Ehrenwort mit dem Versprechen, gegen die Truppen seiner allerchristlichen Majestät nicht mehr zu streiten, völlige Freyheit erhalten sollte, mich hinzubegeben, wohin ich wolle. Der Eigensinn des französischen Herrn war das einzige Hinderniß. Ob dieser Herr etwa heute auch glücklich ist? Diesen Abend schickt er mir den Freyheitsbrief in aller Form. Ich habe dagegen meinen Revers ausgestellt. Alle Thore stehen mir nun offen.

Lust

Luft von allen Seiten ist doch auch ein herrlicher Gewinn. Mag nun der Herr Marquis den freyen Gang gegen mich wagen, wenn's ihm gelüstet! Mag er davon reisen! Ich reise mit. Mag er ein Schiff besteigen! Ich begleite ihn an Bord. Mag er Flügel für sich erfinden, wie Dädalus! Ich erfinde bessere für mich, und fliege ihm nach, und ruhe nicht, bis ich ihm seine Beute, gleichviel in welchem Elemente, entreisse.

Und nun will ich nachdenken, um an die edle Seele zu schreiben, an deren Schicksale das meine hängt.

XV.

Graf Donamar an Mlle. D'Aubecourt.

Billet.

Ein Mann, den Sie, mein Fräulein, vielleicht so wenig kennen, als zu kennen verlangen, der

aber die Stunde, als er Sie zum ersten Male sah, wo nicht gar wiedersah, zu den schönsten seines Lebens zählt, und Alles für Sie aufzuopfern bereit ist, wagt, statt einen Wunsch ganz auszusprechen, den Sie ihm doch vielleicht nicht verzeihen würden, nur die Frage an Sie zu thun, ob Sie ihm nicht Nachricht geben können von einem Fräulein Franziska von Sternach.

Näher diese Franziska zu bezeichen, finde ich so überflüssig für mich selbst, als für Sie. Denn sollte sie Ihnen nicht ohne Bezeichnung besser als jedem andern menschlichen Wesen bekannt seyn, so gewinnt die Beantwortung meiner gewagten Frage nur dadurch ein Interesse, das die Antwort von Ihnen kommt.

Aber auch, wenn Sie keine Franziska von Sternach kennen, würde ich kein Glück höher schätzen, als Ihr Vertrauen zu verdienen und Ihnen meine innige Ergebenheit zu bezeigen.

XVI.

XVI.

Graf Donamar an St. Julien.

Cassel, den 4. Jun.

Ich habe den feinsten aller Fäden mit verwegenen Händen angeknüpft. Er darf, er darf nicht reissen. Ein Billet von mir muß jetzt in den schönsten Händen seyn.

Was fehlt mir nun? Ehe ich das Billet absandte, war ich selig in meinen Hoffnungen. Warum zittre ich jetzt? Anzuknüpfen diesen feinen Faden, das war ja der nächste meiner pochenden Wünsche! Und nun er erfüllt ist — denn Antwort muß ich doch erhalten — sehe ich dem Ausgange dieser wundersamen Begebenheit wie einem Todesurtheile entgegen.

Ein schlechtes Billet habe ich zu Stande gebracht und mich also von der Seite schlecht

empfohlen. Ich mag die Copie, die ich zurückbehalten habe, kaum ansehen; und doch lese ich sie immer wieder. Welch ein gezierter, gezwungener Ausdruck! Wie kalt und hohl jedes Wort! Wie geschmacklos, wenn ich's recht bedenke, die ganze Wendung! Das sehe ich ein, wie ein geborner Stylist, und konnte doch nichts daran bessern. So geht es, wenn man nach den Umständen schreiben muß und nicht aus freyer Seele. Ich mag mich darüber nicht weiter schikaniren. Zwischen dem Zuviel und Zuwenig schwanken wie zwischen einer Scylla und Charybdis, das lähmt den kühnsten Geist. Da muß die Natur unter dem Buchstaben erliegen.

Ja, wenn ich ihr einmal schreiben darf, was ich fühle, schreiben, was in mir ist, dann sollen meine Worte Fittige haben und Seelen zu Seelen entführen. Und wenn ich gar erst sprechen darf, lebend und webend vor ihr, dann mag mir die tönende Sprache immerhin ihren Beystand

ver=

versagen! Mit der Hand will ich mein Gefühl ausdrücken, ohne zu wissen, wie? und um wie vieles deutlicher, als mit Worten! Auf meinen stummen Lippen soll es lesbar schweben. Aus meinen Augen soll es leuchten in der reinsten rhetorischen Klarheit.

Was träume ich, was romanisire ich da wieder durch einander? Es ist alles Verwirrung in mir und um mich her. Ich will lesen. Ich will schreiben. Aber ich kann nur denken, und zwar nichts als sie, unter allen wirklichen Dingen einzig und ausschließlich sie, sie, ein allgegenwärtiges, Alles durchdringendes und Alles mit Himmel überströmendes Wesen.

* * *

Abends.

Aber es wird spät! Aber es währt lange! Zweymal schon bin ich in meinem Häuschen gewesen. Tödtliche halbe Stunden habe ich ausgeharrt. Meine Alte kömmt nicht zurück.

So hätte ich denn doch wohl — — So wäre es denn doch wohl besser gewesen — — St. Julien, ich bin nicht der Mann zur Intrigue. Ich bin an allen Sinnen zerrüttet. Meine eignen Gedanken verwirren mich.

Was ist vorgefallen? Was kann vorgefallen seyn?

* * *

Spät.

Allmächtiger Gott! Sie ist es! Sie ist es! Franziska! O sie! Meine Gespielin! Das Idol meiner Kindheit! Sie ist es selbst!

Und dich, meine Franziska, soll ich retten? Dich? Das willst du? Das sagst du? Und wenn du dann auch nicht die meine seyn willst, nicht seyn kannst, wenn du — vielleicht — weg mit der Vorstellung! — nein! auch dann, wenn du unter deinen Thränen eine Thräne der Reue weinst; ich will auch dann dich retten.

Nur ein Paar Worte noch. Dann soll dieser Brief auf die Post. Die Alte, die mich so eben verläßt, hat mir erzählt: Sabinchen überreichte mein Billet als der Marquis auf einige Augenblicke ausgegangen war. Franziska las, wurde blaß, wurde ohnmächtig. Sabinchen, die sich in solche Fälle noch nicht zu finden weiß, schrie so laut, daß der Bediente kam. Als dieser sich auf Franziska's Befehl wieder entfernte, erhielt sie von dem erweichten und bestürzten Sabinchen das Geständniß des ganzen Einverständnisses der Kleinen mit mir, das ich ihr als ein Geheimniß an's Herz gelegt hatte. Unterdessen hatte der Bediente den Marquis aufgesucht und herbeygerufen. Franziska gab sich für unpäßlich aus, verlangte zu Bett gebracht zu werden und allein zu seyn mit Sabinchen. Hier schrieb sie mit Bleystift einige Worte auf ein Blättchen, das Sabinchen, unter dem Vorwande,

selbst

selbst nach der Apotheke zu gehen und Arzney zu hohlen, sogleich an ihre Base überbrachte.

Hier liegt es, das goldene Blatt, vor mir, wie eine Offenbarung Gottes.

„Wenn Donamar der Mann geworden ist, „was Donamar der Knabe zu werden ver„sprach, und ohne Aussicht auf irgend eine „andere Belohnung als meine ewige Dank„barkeit mich retten will, so wird er vielleicht „es können. Dann aber muß er vorsichtiger „seyn, als bisher, und keinen Schritt thun, „ohne mich zu fragen. Wie glücklich werde „ich seyn, wenn ich in ihm einen Freund wie„dergefunden habe!

Franziska von Sternach

XVII.

XVII.

Graf Donamar an Franziska von Sternach.

Zu Dir fliegt mein Herz? Zu Dir? Zu eben der Franziska, mit der ich Hand in Hand die Blumen der Kindheit pflückte? Verzeih mir, schöne Seele, daß ich dich nenne wie in jener goldenen Zeit! Ich kann mich, so wahr ich dich lieben muß, ich kann mich dir nicht entfremden.

Oder weißt du nicht mehr, Franziska, daß mein kindischer Sinn, der noch keine Wagschaale hatte, deine Vortrefflichkeiten zu wägen, von süßen Ahnungen aufgeklärt, dich höher als alles Sterbliche zu schätzen verstand? Erinnerst du dich nicht mehr, wie wir einander so hell in's Auge sahn? wie der wilde Donamar vor aller Welt dein Donamar hieß? wie ich dich

traulich

traulich umfassen und sagen durfte: Meine Franziska?

Noch einmal Verzeihung! Verzeihung für den, der in der Fülle seiner Erinnerungen keine schöneren Tage kennt, als jene Tage der Unschuld! Keine schöneren, sag' ich? Ich weiß, seit ich dich wiedergefunden habe, kaum noch, daß es andere Tage gegeben hat. Die lange Periode zwischen meiner Kindheit und Jetzt ist eine dunkle Minute geworden, die ich mich kaum gelebt zu haben besinne. Der Augenblick, wo ich meine Franziska wiedergefunden habe, ist nur die Fortsetzung dessen, wo ich sie verlor.

Und könnte sie mir nicht verzeihen, diese Franziska, die beym Abschiedskusse weinend mich immer lieb zu behalten versprach? Das Herz, in das schon damals jedes Gefühl so tief eindrang, sollte jetzt zu Stein geworden seyn, jetzt, nachdem es sich in allen seinen Kräften entwickelt hat?

Eine unsichtbare Hand führt die Fäden unserer Erinnerungen und unserer Begebenheiten. Sie webt daraus einen Schleyer, der mit schauriger Heiligkeit die Gegenwart deckt, und den die Hoffnung nur zitternd aufhebt.

Der Wald, wo ich dich wiederfand, Franziska, ist eben der Wald, wo du mich einmal wiederfandest. Damals — du stehst noch so lebendig vor mir mit dem neuen weißen Kleidchen und dem neuen englischen Hute! — damals, als ich mich zu weit verloren hatte bey meinen Streifereyen, als meine besorgten Eltern alles Hausgesinde aufboten, um mich zu suchen, entsprang die kleine Franziska ihrer Gouvernante, und rief meinen Namen durch Büsche und Bäume. Ich hörte ihre Stimme. Büsche und Bäume hielten mit ihren verschränkten Zweigen meine fliegenden Schritte nicht mehr auf. Franziska zerriß ihr neues Kleidchen und ihren neuen

englischen Hut, als sie mir entgegen fliegen wollte und laut rief: Da ist er!

Da bin ich nun wieder, Franziska! Ist es ein Ungefähr, das dieses zwiefache Wiederfinden an eben dem Orte veranstaltet hat? Wer besorgte denn das plötzliche Wiedererwachen deines Bildes in meinem Gedächtniß? Das Gerücht hatte die kleine Franziska, die ich so herzlich liebte, seit Jahren todt gemeldet. Nicht die entfernteste Vermuthung, daß du es seyn könntest, erinnerte mich an dich, als die Axe deines Wagens im Walde zerbrach; und doch dacht' ich sogleich an die kleine Franziska. Von deinem Anblick getroffen, deinen wenigen Worten begeistert, weit weggerückt über alle Vergangenheit und nur im Augenblicke lebend, dachte ich an die kleine Franziska. Ich sah dich verschleyert. Die reife Grazie deines Gesichts, soviel ich davon erkennen konnte, hatte mich zu tief durchdrungen, als daß ich deine Züge mit den

Zügen eines zehnjährigen Kindes hätte vergleichen können. Und doch dacht' ich an die kleine Franziska!

Wirst du nun noch fragen, ob Donamar der Mann geworden ist, was Donamar der Knabe zu werden versprach? Viel bin ich nicht geworden; von jeder andern Seite nicht viel; aber mein Gefühl für meine Franziska — und dieß meinst du doch mit deiner Frage? — ist, was es gewesen ist und immer seyn wird.

Und mir, dem Manne, der erst, seitdem er dich wiedergefunden hat, sich selbst wieder kennt, mir verbietest du, eine andere Aussicht zu haben, als auf deine Dankbarkeit? Dankbarkeit? Wie erniedrigt mich dieses Wort, von dir zu mir gesprochen! Nur von dem nehme ich Dank an, kann ihn nur von dem annehmen, dem ich mit schmerzlicher Aufopferung diene. Und das glaubst du von mir, wenn ich ja für dich etwas thun sollte? Glaubst du das, gute Franziska, so

vertraue dich lieber einem Unbekannten, als mir an! Unter seinem Schutze bist du dann sicherer, als in der Gesellschaft eines Mannes, der dich kennt und nicht wie von der Hand des Schicksals fortgerissen wird von dem Wunsche, für dich Alles zu thun, Alles zu leiden. Die Liebe, die du einflößest, weiß von keiner Aufopferung. Was du gebietest, ist immer Belohnung.

Aber keinen Schritt soll ich thun, ohne dich zu fragen? Ich soll nicht? Hättest du mir doch einige Freyheit gegönnt! Wie leicht geht nun ein glücklicher Augenblick unbenutzt vorüber! Gefahren können nun dadurch entstehen, daß du sie befürchtest. Aber ich gehorche.

Wirst du aber auf meine Bitten hören, nun ich unbedingt gehorche? Franziska! Soll dich keine Schüchternheit abhalten, deine Rettung zu wagen? Bedenke, Franziska, daß jede Minute, die du unter dem Joche deines Verfolgers ohne die äußerste Noth zubringst, wenn du auch deine

eignen

eignen Leiden nicht berechnen magst, eine verlorne Minute für alle die ist, die mit dir leiden, und sich freuen könnten mit dir. Und es gibt in unseren Herzen ewige Minuten, Franziska. Wie solltest du mit deinem Herzen das nicht wissen? Vielleicht weißt du es nur zu gut. Vielleicht schwebt dir das Bild des Glücklichen vor, dem du entgegen fliegst, wenn ich dich befreye. Und wenn das ist — Franziska! — zögere nicht! Zögere nicht, damit ich fähig bleibe, dich zu befreyen. Folge dem ersten, besten Augenblicke, der dir zur Flucht winkt! Jede Zeit findet mich fertig, dich unter der strengsten Befolgung deiner Befehle hinzubringen, wohin du es mir vorschreibst. Mag mich dann mein Rückweg immerhin in den sichern Untergang führen! Nur zögere nicht mit der Entscheidung!

Soll ich hier in Cassel eine eigne Wohnung für dich besorgen, damit du öffentlich auftreten kannst gegen deine Tyrannen? Soll ich dich zu-

rück nach der andern Hemisphäre begleiten! Gebiete nur! O gebiete!

Willst du nicht in Cassel bleiben, und hältst du es für unmöglich, dich hier zu retten, so überrede doch den Marquis, sobald als möglich zu reisen. Unter freyem Himmel kann ich ihn sicher fassen. Und wenn alle böse Geister sich mit ihm verbündet haben; sie sollen dich fahren lassen. Sey nur unbesorgt, Mädchen meiner ersten Liebe, und traue deinem Freunde! Ein guter Genius ist mit uns. Wer so, wie wir, durchaus nichts Böses will, der fliegt, wo Andere straucheln und fallen, auf den Flügeln der Zuversicht über Hügel und Thäler.

Entschlossen, Freundin! So willst du, denk' ich, von mir genannt seyn. So will ich dich nennen. Entschlossen reiche deinem Retter die Hand! Wage es, und überlaß das Werk deiner Befreyung gänzlich mir! Nur ein Ja

schreibe mir! Nur ein unbedingtes Ja! Und ehe drey Tage vergehen, sollst du frey seyn!

Oder ist dein Freund nicht auch deines Mitleids werth? Er erliegt unter dem Gedanken: Ich habe Muth und Kraft, und Franziska leidet!

XVIII.

Franziska von Sternach an Donamar.

Sie sind es in der That noch, lieber Donamar; noch eben der muthige, über alle Schwierigkeiten und Gefahren, auch wohl über Zeit und Umstände hinwegspringende Donamar, mit dem ich die glücklichen Stunden meiner Kindheit theilte. Traurig und freudig macht mich diese Entdeckung. Ich sehe ein, daß Sie sich schwerlich entschliessen werden, mich auf die einzige Art zu retten, wie ich gerettet werden kann; und doch

ist mein Vertrauen zu Ihnen unbegrenzt, eben darum, weil ich Sie so unverändert finde.

Warum entschuldigen Sie es, daß Sie in mir Erinnerungen wecken, die mir so lieb sind, daß ich sie um keinen Preis missen möchte? Sonderbar ist es freylich, daß sich diese Erinnerungen in Ihnen mit einer so gewaltsamen Lebhaftigkeit entwickeln! Sie wissen ja gar nicht, was ich geworden bin. Ihre Phantasie spricht im Namen Ihres Herzens. Aber auch das finde ich natürlich, wenn ich Sie mir unverändert denke. Die Sprache der Phantasie war schon in unserer Kindheit Ihre Lieblingssprache. Vielleicht wär' es gut für Sie und auch für mich, wenn Sie, nach so vielen Jahren der Erfahrung, der Welt und unter andern Ihrer erwachsenen Freundin Franziska nicht ohne Prüfung zu trauen und sich langsamer für das, was Ihnen gefällt, zu interessiren gelernt hätten. Aber könnte Ihnen, edler Sonderling, dieses

gelun-

gelungen seyn, ohne daß sie den schönsten Theil Ihres Charakters, die brennende Liebe für Alles, was groß und edel ist, aber nur durch Kühnheit und seltene Kraft errungen werden kann, darüber eingebüßt hätten? Ist es nicht gerade diese Unveränderlichkeit Ihres Herzens, die unsere alte Freundschaft erneuert und jeden Zweifel von mir zurückweiset? Hätten Sie den ersten Schritt anders gethan, so wagte ich mit Ihnen nie den zweyten. Nicht ohne Schaudern hätte ich einen ruhigen Brief von Ihnen beantwortet.

Sie verbieten mir, dankbar zu seyn, wenn Sie etwas zu meiner Rettung beygetragen haben werden? Wenn ich Ihnen nun aber sage, daß ich schon jetzt die größte Dankbarkeit für Sie fühle, was wollen Sie dann thun? Strenger Mann! Wollen Sie mir meine Gefühle verbieten?

Dankbarkeit — es ist so ein süßes Wort! Und Ihnen ist es anstößig? Lassen Sie mich es

nach wie vor gebrauchen. Die Empfindung, die es bezeichnet, ist ja nun einmal meine Empfindung, ein Eigenthum meines Herzens. Und was Sie in diesem Herzen lesen werden, ist Wahrheit. O dürften Sie nur Alles lesen! — Nicht, daß ich erröthen müßte, wenn ich vor Ihnen kein Geheimniß behielte. Aber daß ich, um Pflichten nicht zu verletzen, die auch Ihr Herz für heilig anerkennen würde, wenn es sie kennte — daß ich um dieser Pflichten willen meinem wiedergefundenen Freunde so Manches immer werde verschweigen müssen, daß kostet mich schon jetzt eine Thräne.

Denn — wie fange ich es an, zu sagen, was mich noch mehr beunruhigen würde, wenn ich nicht zu meinem ersten Freunde spräche?

Donamar! Fühlen Sie denn nicht, wofür ich Ihnen dankbar bin, dankbar mit dieser Thräne, wie ich es nie einem Sterblichen war?

Nicht Ihre Bereitwilligkeit, Alles für mich zu wagen — denn was ist einem Donamar schwer? — nicht Ihre großmüthige Unterwerfung unter Bedingungen, die ich nicht umhin kann, meinem Retter zu machen — denn welche Tugend war schon dem Knaben Donamar geläufiger, als Großmuth? — aber daß Sie mir nicht aus bloßem Mitleid beyspringen, nicht wie einem verlornen Geschöpfe; daß Sie, ohne eine andere Bürgschaft, als Ihr Gefühl, glauben, ich sey werth, von Ihnen gerettet zu werden; dafür, Donamar, weine ich Ihnen diese Thränen der Dankbarkeit, dieses Opfer, daß Sie annehmen müssen, wenn mir nicht die Stunde, wo wir uns wiederfanden, in dem traurigen Laufe meines Lebens eine der schrecklichsten Stunden seyn soll.

Noch bin ich, bey allen Verfolgungen, denen ich entgegen gekämpft, bey allem Verlust, den ich erlitten habe, mit mir selbst zufrieden geblieben. Wer mich kennt, hat nie einen Verdacht

auf

auf mich geworfen; und wer einen aus dem scheinbaren Verhältnisse zu meinem Räuber, dessen Kette mich durch alle Länder zieht, fließenden Verdacht auf mich werfen mußte, hat mich nie gekannt. Ich bin in Europa eine Fremdlingin geworden. Was auch immer für demüthigende Urtheile über mich ergangen seyn mögen; sie kamen von fremden Menschen. Aber wenn ich jetzt hörte, wenn ich nur einen Augenblick glaubte, Donamar denke von mir, was ohne Zweifel die Welt denkt, dann würde selbst mein Bewußtseyn mich vor der Verzweiflung nicht schützen.

Was gibt mir aber Sicherheit, das nicht zu glauben, wovor ich schaudere? Mache ich mir nicht selbst ein Compliment auf Kosten Ihres Verstandes? Was können Sie, wenn Sie als verständiger Mann nach dem urtheilen, was Sie hören und sehen, Besseres denken als jeder Andere, der hört und sieht?

Seit

Seit zehn Jahren haben Sie nichts von meinem Schicksale vernommen. Wie tief kann in zehn Jahren auch die Tadelloseste unvermerkt sinken! Sie wissen, daß ich zweymal die große Reise über das Weltmeer gemacht habe. Welch eine Reise für ein Mädchen! Sie finden mich wieder, vereinzelt von den Meinen, als Begleiterin eines Mannes, der mich bald seine Frau, bald anders nennt. Müssen Sie unter diesen Umständen nicht, wenn Ihr Herz auch noch so entschlossen widerspricht, von Ihrem Verstande zu einem Urtheile hingestoßen werden, das mich aus Gründen verdammt?

Nein, Donamar! Nein! Ihr Herz ist zu gut für diese Menschenkenntniß. Ihr Verstand darf Ihnen keine Lästerung abtrotzen. Der Maßstab, mit dem Sie mich messen, ist nicht in den Händen derer, die mich nicht kennen. Was die Umstände bejahen, verneint in Ihnen die Vergleichung der Umstände mit mir. Was Anderen

deren Wahrheit seyn mag, ist Ihnen Schein; und kein Schein raubt mir meine Ehre.

Aber werden Sie nicht wenigstens noch zweifeln, wenn Sie auch nicht gegen mich entscheiden? Lassen Sie nicht als möglich gelten, was die strenge Partey wahr nennt, und die mildere wahrscheinlich?

Nein, Donamar! Auch dieß nicht. Wenn unsere Herzen geblieben sind, was sie waren, so finden Sie in sich selbst die Erklärung meines Gefühls und meines Schicksals. Eben das unwandelbare Vertrauen, das ich in Donamar'n setzen würde, wenn auch alle Zungen nicht müde werden sollten, ihn zu verkleinern, setzt er in mich. Bey seiner Ehre findet die meine eine sichere Zuflucht. Und dafür, dafür, muß und will ich dir danken, dir, unter allen noch lebenden Menschen allein mir unauflöslich verschwisterten Donamar, und wenn du es mir tausendmal verbötest.

Jetzt, lieber Donamar, lassen Sie uns zusammen überlegen, was für meine Befreyung zu thun ist.

Wenn mich nicht ein Hinderniß hielte, das Sie nicht kennen, so würde ich mich Ihnen ohne weitere Bedingung anvertrauen. Bedingungen macht man einem Manne, wie Sie, nur, wo er es selbst mißbilligen würde, daß man sie nicht machte, sobald er genau genug unterrichtet wäre. Aber, mein Freund, und wenn Sie ein Engel wären, dürfte ich Ihnen ein Geheimniß nicht anvertrauen, das wesentlich zu meinem Schicksale gehört. Es liegt ein Felsen vor mir im Wege, über den mich auch die Flügel eines Engels nicht tragen. Noch weniger schiebt ihn Menschengewalt zur Seite. Auch von den schon einigemal fehlgeschlagenen Versuchen, die Kunst statt der Gewalt zu Hülfe zu nehmen, ist wenig zu hoffen. Die traurige und langsame Helferin, die Zeit, ist unsere einzige Zuflucht.

Sie

Sie wissen nicht, was Sie von diesem Allen denken sollen? Ich will mich so deutlich erklären, wie ich darf.

Der Mann, der mir meine persönliche Freyheit durch einen beyspiellos ausersonnenen Betrug geraubt hat, ist zu klug, als daß er auf die klügsten Veranstaltungen, durch die er meine Sclaverey verlängert, rechnen sollte, wenn er mich nicht selbst um das Bestreben, mich in Freyheit zu setzen, zu betriegen gewußt hätte. Ein Kästchen mit Juwelen und Kostbarkeiten, den einzigen Rest meines ehemaligen Vermögens und meines Glücks, hält er in Verwahrung. Bitten, Thränen, Vorwürfe, die jeden Mann von Ehre längst erweicht und beschämt hätten, rühren sein Herz nicht, wenn ich dieses Kästchen zurückfordere. Die dringende Noth hat mich zu Künsten vermocht, die sonst nicht entschuldiget werden könnten, um mir mein Eigenthum zu erstehlen. Zwiefache Demüthigung hat mich getroffen.

Er hat mir geschworen, daß mein Kästchen uneröffnet und unverletzt sey. Aber den Ort, wo er es verborgen hat, weiß ich so wenig auszufinden, als die Stelle in seinem Herzen, wo vielleicht einmal die Gerechtigkeit gewohnt hat.

Finden Sie es klein, lieber Donamar, daß ich so an meiner Habseligkeit hänge? Ich muß also noch mehr sagen. Ich möchte, aber ich kann nicht mit der Arbeit meiner Hände auch nur einen kärglichen Unterhalt verdienen. Gänzliche Unerfahrenheit in Allem, was dazu gehört, macht es mir unmöglich. Das Einzige, was ich werden könnte, ist eine Erzieherin. Aber auch dazu ist mir bey dem Gefühle meines Kummers zu wenig Heiterkeit und Gleichmuth übrig geblieben. Mein Entschluß ist, sobald als möglich in ein Kloster zu gehen, wo ich als freye Leidende mein Leben ausdulden werde. Für eine Bettlerin aber ist kein Zugang in einem anständigen Kloster. Hoffentlich, Lieber, werden Sie

mir nicht einwenden, daß es Mittel gibt, diesem Hindernisse abzuhelfen, ohne mein eignes Geld. Lieber will ich meine Kette tragen bis ich erliege, als von dieser Seite irgend einem Menschen, am wenigsten einem jungen Manne, verbunden seyn. Meine Verwandten würden sich vielleicht zur Erstattung entschließen; aber wenn mein letzter Wunsch erfüllt werden soll, müssen meine Verwandten so wenig, als sonst jemand, außer Ihnen, wissen, daß ich noch lebe. Ich verlasse mich auf Sie. Sie werden Ihre unglückliche Freundin nicht verrathen. Ich werde und muß also erwarten, ob mir nicht vielleicht bald ein günstiger Zufall mein Eigenthum wieder verschafft.

Ausbleiben kann dieser Fall nicht. Der Marquis, dem auch die raffinirtesten Anschläge, mich zu gewinnen, verunglückt sind, muß bald zu einem Verzweiflungsmittel schreiten. Kenn' ich ihn recht, so wird es darin bestehen, daß

er den Großmüthigen spielt. Mit dem Vorspiele hat er mich schon unterhalten.

Hab' ich aber das Mittel zu meiner Rettung in meinen Händen, dann bedürft' ich, unbekannt und ohne Schutz, wie ich bin, eines Mannes von Ehre, der mich an den Ort meiner Bestimmung brächte. Sie, lieber Donamar, kann ich, ohne ungerecht zu seyn, auf eine so ermüdende Freundschaftsprobe nicht stellen. Für Sie werden meine Gefühle bleiben, was sie sind, auch wenn Sie nach dieser, Ihnen vielleicht langweiligen, Erklärung Ihre Hand von mir abziehen. Weinen werd' ich, daß mir das Schicksal die letzte Freude, von Ihnen gerettet zu werden, versagt; aber verlangen, daß Sie um meinentwillen sich selbst verläugnen sollten, wäre Eigennutz und nicht Freundschaft.

Und dann, lieber Donamar — ich will Ihre aufrichtige Seele nicht täuschen. Das Kästchen,

 das

das mir so sehr am Herzen liegt, enthält außer den Kostbarkeiten, deren Werth alle Welt gelten läßt, noch andere, die unschätzbar für mich allein sind. Die in fremden Händen wissen, wäre härter für mich, als bis in den Tod Sclavin zu bleiben. Mit diesen Schätzen aber werd' ich sanfter sterben. Und wenn ich sie in der Einsamkeit, die ich suche, zu meiner Gesellschaft habe, werde ich wenigstens in der Erinnerung noch leben. Ich kann es Ihnen wohl sagen, lieber Donamar — Ich bin einmal sehr glücklich gewesen. —

Was ich gewagt habe, nicht zu Bette zu gehen, um Ihnen einen so langen Brief zu schreiben, darf ich nicht zum zweytenmal wagen. Vielleicht haben Sie auch an diesem Briefe genug, und schenken mir alle, die ich noch schreiben könnte. Vielleicht reisen Sie ab, so wie Sie ihn gelesen haben. Sollte dieß geschehen, so nehmen Sie mein Lebewohl auf den Weg, das ich

nie einem Menschen, einen einzigen ausgenommen, so herzlich wie Ihnen wünschte.

XIX.

Graf Donamar an Franziska von Sternach.

Mit welchen Gefühlen ergreife ich wieder die Feder! Ach! Franziska! Was wird aus diesen Gefühlen werden?

Was soll ich dir antworten, Franziska? Was soll ich Ihnen antworten? Ihnen? Nein, ich behalte die Sprache der Kindheit bey, die mich daran erinnert, daß ich dein Donamar gewesen bin.

Meine Franziska auf dieser Höhe der weiblichen Liebenswürdigkeit! so muthig zum Dulden! so stolz und so rein! so warm und so innig! so freygesinnt und so voll Engelgüte! Daß

es eine solche Franziska auf Erden gibt, erfahre ich nun, da es für mich zu spät ist.

Mädchen meiner Anbetung! Zu welch einer Fülle hat die wärmere Sonne deine Gedanken mit deinen Reitzen emporgetrieben! Wie ein stiller Strom fließen deine Worte hell und mächtig dahin. Aber ich berausche mich, wenn ich diese Worte lese und wiederlese. Franziska! Franziska! Was wird aus deinem Freunde werden?

Dein Herz ist also nicht mehr dein. Soll ich mich darüber wundern? Sollte ich kindisch genug seyn, mir einzubilden, daß dieses Herz gewartet hätte, um von mir lieben zu lernen? So thöricht war ich nie. Und doch schlage ich meine Hand vor die Stirn und suche umsonst mir begreiflich zu machen, daß dein Herz nicht mehr dein ist.

Franziska! Es schwimmt ein tödtliches Gift auf dem Nektar, den du mir so freundlich und

so feierlich reichst. Warum behandelst du mich so? Warum nimmst du nicht, aus Mitleid, meinen Dienst wie eine alte Schuld an? Warum erhebst du mich über das Gefühl der Bestimmung, die mir übrig geblieben ist? Die Hand, Franziska, die ich nur zur Hülfe dir bieten darf, die Hand konntest du drücken?

Was soll ich sagen gegen deine Gründe? Kann ich streiten mit deinem Herzen? Athme dann ruhig vor mir! Genieße deines inneren Friedens, und sey in deinen süßeren Erinnerungen glücklich! Sieh mich noch immer als den Knaben Donamar an! Aber sage mir auch, wie ich es anzufangen habe, in dir nichts mehr zu lieben, als die kleine Franziska!

Sanfte, schonende Seele! Du fühlst es wohl, was mir dein Brief gegeben und genommen hat.

Die Vorsicht, mit der du mir meldest, daß deine Wahl längst getroffen ist, beweiset es. Du kehrst die Spitze des Dolches von mir weg;

du möchtest ihn ganz verbergen. Aber, gute Franziska, was hilft es? Der Dolch trifft mich.

Gewähre mir eine dringende Bitte! Gib mir bald Gelegenheit, etwas für dich zu thun! Denn thun, thun muß ich bald etwas für dich, oder mein Leben zerstört sich selbst. O könnte ich dir dadurch helfen, daß ich es für dich zerstörte!

Franziska! Ueberlaß mir deinen Verfolger! Ueberlaß ihn mir! Laß mich, schüchternes Mädchen, das Schwert der Gerechtigkeit führen, bey dessen Anblicke du zitterst! Wir leben doch nicht in Tunis oder Algier. Das müßte denn doch ein unerhörter Zufall seyn, wenn der Räuber deiner Freyheit und deines Eigenthums nicht zu bändigen wäre.

Was dann aus mir wird werden, wenn du frey bist und meiner nicht mehr bedarfst, das laß meine Sorge seyn. Ich habe nun so lange umsonst gelebt, daß ich der Erde und mir selbst

nicht länger eine Last seyn will. Ein schwerer Traum, sonst ist ja es nichts, was ich mein Leben noch nennen darf. Ich will schlafen, ohne länger zu träumen.

XX.

Franziska von Sternach an Donamar.

Donamar! Mußten wir uns darum wiederfinden? So, wie Ihr Brief, hat mich keine Drohung meines Tyrannen erschüttert. Ich bin außer mir. Ich bin das unglücklichste aller lebendigen Wesen. Ich habe auch Sie in mein Verderben gezogen. Ja, ich fühle es, das Feuer in Ihrer Seele ist ein himmlisches Feuer; aber es wird Sie und mich verzehren.

Sie wollen das Schwert der Gerechtigkeit führen, sagen Sie. Ach! Sie wollen nur sich

Lust machen und Ihren Muth kühlen. Daß meine Ehre die Vermeidung alles dessen verlangt, was nicht zu meiner Rettung geschehen kann, ohne Aufsehen zu erregen, denken Sie daran gar nicht?

Und wen soll denn Ihr Unmuth treffen? Einen Mann, den Wahnsinn der Leidenschaft zu schlechten Handlungen verleitet. Ihren Unmuth zu kühlen, wollen Sie also einen Menschen opfern, der aus Leidenschaft sündigt?

Donamar, ich verkenne Sie nicht. Sie sind ein edelmüthiger Mann. Aber so hoch ich Sie eben darum schätze, weil Sie nicht ängstlich zaudern, wo Sie helfen können, so wenig kann ich Ihre Hülfe annehmen, wo ich sehe, daß Sie sich mit mir zu Grunde richten.

Fragen Sie sich — Gott weiß, was ich dulden wollte, um nicht diese Bitte an Sie zu thun, aber ich muß sie thun — Fragen Sie sich, ob es nicht in der That besser für Sie

und mich wäre, wenn Sie mich, für's erste wenigstens, meinem Schicksale überließen. — O! Sie mißverstehen mich nicht. Oder könnten Sie es? Könnten Sie dann doch auch in mein Herz sehen, Donamar! Ihr Glück ist so ganz das meine! Soll sich an die Reihe meiner Leiden noch das anschließen, Sie in meinen Untergang gezogen zu haben? Nein, Sie sind eines bessern Looses werth, als sich für eine Unglückliche aufzuopfern, die das Schicksal längst verlassen hat. Reisen Sie weg aus diesen traurigen Mauern! Suchen Sie Ihren verlornen Frieden wieder! Werden Sie glücklich, Donamar! Werden Sie glücklich! Dann haben Sie Alles für mich gethan.

Wenn Ihr Herz und die Umstände es erlauben, so lassen Sie mich dann und wann Nachricht von sich erfahren. Macht es Sie aber glücklicher, mich ganz zu vergessen, so thu' ich auch auf Nachrichten von Ihnen Verzicht.

Vergessen werde ich Ihrer nicht, so lange in mir ein Gedanke lebt.

XXI.

Graf Donamar an Franziska von Sternach.

Seyn Sie unbesorgt, liebe Freundin! Mein Weg soll den Ihren nicht länger durchkreuzen. Sie sollen sich nicht länger an mir versündigen. Ich mißverstehe Sie nicht. Wir wollen uns trennen. Ihr Wille soll geschehen.

Mit dem zweyten Punkte, Ihnen dann und wann Nachricht zu geben von mir, möchte es Schwierigkeiten haben, gegen die ich nichts ausrichten kann. Denn in der Welt, wo es Boten und Briefträger gibt, habe ich meine Geschäfte geendigt. Aus dem unbekannten Lande, wohin ich gehen werde, soll man die Rückreise nicht füglich antreten können.

Sie werden glücklicher seyn, wenn ich bald nicht mehr bin. Leben Sie wohl!

XXII.

Franziska von Sternach an Donamar.

Mann, der mein Freund seyn will, was habe ich dir gethan, daß du mich so fürchterlich marterst? Ist das deine Freundschaft?

Deine Sinne sind verwildert. Du willst Blut vergießen, gleichviel welches. Daß dein Tod der meine ist, fühlst du; denn sonst wärest du nicht, wer du bist. Wähle also den kürzesten Weg, um mich hinzuopfern. Sey menschlich, und labe dich an meinem Blute! Wisse aber vorher, daß dieses Blut dem Schatten eines Mannes gehört, der es mit seinem Tode erkauft hat. Vertrag dich mit diesem Schatten darum, wenn du ein Herz dazu hast! Aber dein Leben raubst du mir.

Du

Du liebtest mich? Du, der aus unserem Kerker entspringt, und mich zurückläßt, daß ich darinn vermodere? Ich, ich liebe dich, wie ich darf und mehr als ich darf. Aber du mich? Stoße mir lieber einen Dolch in die Brust, damit ich's glaube!

Gott! Auf was für einen Arm hab' ich mich gestützt! Nun erst fühle ich, daß ich ein verlornes Wesen auf dieser Erde bin. Nun erst sinkt Alles unter mir. Ich habe in meinem Donamar keinen Freund wieder gefunden.

Stände ich doch jetzt vor dir! Ich würde dich auf meinen Knien um dein Leben anflehen. Aber ich bin gefesselt. Und du hörst nicht auf mein Rufen aus der Ferne. Du bist ein großer Mann, der seinen Geschäften nachgeht und Pflicht und Freundschaft diesen Geschäften anpaßt. Dein großes Geschäft ist eine Leidenschaft, die du selbst noch nicht einmal zu verstehen Zeit gehabt hast. Was in dieser Leidenschaft Liebe ist, ach!

wenn

wenn das so rein wäre, wie die Liebe, die ich für dich fühle, du würdest mich nicht morden. Denn sey versichert, daß ich dich keinen Tag überlebe!

XXIII.

Graf Donamar an Franziska von Sternach.

Franziska, auch ich bin durch deinen Brief erschüttert. Aber — verzeih mir meine Aufrichtigkeit — es kommt mir doch vor, als gehörte dieser Brief mehr deinem Verstande an, als deinem Herzen.

Laß mich also auch noch ein verständiges Wort zu dir reden, ehe wir scheiden. Du möchtest mich wohl zu den Verrückten zählen. Nein, liebe Freundin. Auch ich bin, Gottlob, noch ganz wohl bey Verstande.

Ich liebte dich nicht? Warum ist mir denn die Welt voller Freuden ohne dich eine Hölle

voll

voll Elends? Oder heißt dieß bey deinen Weisen und Philosophen Eigennutz, nicht Liebe? Wohl. Ich bin keiner von diesen Weisen und Philosophen. Ich bin ein Mensch, und nichts Schlechteres. Ich muß mich wohl durch Vergleichungen erklären. Wer im vollen Besitz aller Glücksgüter durch eigne Hand stirbt, weil er den Umsturz eines geliebten Vaterlandes nicht überleben will, liebt sein Vaterland nicht nach der Theorie deiner Weisen. Aber ich bin keiner dieser Weisen und Philosophen. Ich bin ein Mensch, und nichts Schlechteres. Als Mensch frage ich: ob wohl der in wahrhaftiger Fülle und Innigkeit liebt, der noch Gegenwart und Zukunft auf die Wagschale legt, und die Erreichung eines Glücks der Mühe werth findet, das nicht sein höchstes und heiligstes Glück ist? Daß wir einander nicht täuschen! Ich liebe meine Freundin; sie ist mir nicht abgeneigt. Ich bin Nichts, wenn sie nicht ganz mein wird; sie gönnt mir

wirklich, wo es auch sey, alles Gute. Ich sterbe, um ihr nicht länger Sorgen zu machen; sie droht, mich keinen Tag zu überleben. Wäre es mit dieser Drohung dein Ernst, gute Franziska, so hättest du mir gesagt: "Verlaß mich nicht, Donamar, auch wenn du um meinetwillen leiden mußt!" Aber du weisest mich höflich von dir. Widersprich dir nun auch nicht! Du wirst mich zuverlässig und nicht ungern überleben.

XXIV.

Franziska an Donamar.

Nein, Donamar! Sie sind in der That kein Weiser und kein Philosoph. Ein Sophist sind Sie; einer von den unheilbaren Sophisten, die nicht wissen, daß sie es sind, weil sie aus dem Herzen sophistisiren.

Aber Sie sind doch ein edler Mensch. Sie sollen bleiben. Ihr Schicksal vereinige sich mit dem meinen, weil Sie es wollen. Wir wollen zusammen erleben, wohin es uns führt. Nur vergessen Sie nie, daß ich verlobt bin!

Um ganz in Ihre Plane hineinzugeben, will ich noch mehr thun. Ich will etwas Unerhörtes wagen. Schriftlich verstehen wir einander nicht mehr. Wir müssen uns sprechen.

Scheint

Scheint es Ihnen also der Mühe werth, sich zu gedulden bis übermorgen, so will ich Ihnen weitere Nachricht geben.

XXV.

Donamar an Franziska.

Dich sprechen soll ich? Ton gegen Ton? Leben gegen Leben? Und das auf dein Verlangen? Eben die Franziska, die mich noch gestern von sich stieß, ladet mich heute zu sich?

O! wenn ich dir Unrecht gethan habe, Großmüthige, verzeihe mir! Nichts ist, was ich nicht dulden könnte für dich. Aber deinem Glücke im Wege stehen, wer wäre ich, wenn ich das könnte?

Laß mich mit dir gern unglücklich seyn! Tausende verstehen nicht, was das sagen will. Du verstehst es.

XXVI.

Franziska an Donamar.

Lieber Freund, wenn Sie wollen, sprechen wir uns schon heute.

Neben der ordentlichen Thür unseres Hauses ist eine große Einfahrt mit Thorflügeln, von inwendig nur mit einem Querbalken und einem Riegel verwahrt. Rechter Hand in der Einfahrt führt eine schmale Thür durch ein Holzmagazin in eine Wagenremise. Diese Nacht, wenn es Ein Uhr schlägt, werden die Thorflügel nur angelehnt seyn. Wollen Sie dann sich entschließen, diese Thorflügel zu öffnen und nicht vergessen, sie von inwendig sachte wieder zusammenzuziehen, und durch die schmale Thür rechter Hand gehen, so erwarten Sie da Ihre Freundin.

Sie begreifen, lieber Freund, daß ich viel, daß ich mehr wage, als ich sollte. Warum ich

es wage, werden Sie begreifen, wenn wir uns gesprochen haben.

Sie sollen nicht wehrlos kommen. Das Recht der Selbstvertheidigung hat Jeder, wer nichts Böses thut. Wahrscheinlich ist es nicht, daß man uns entdecken wird. Sollte es aber geschehen, so mache ich es Ihnen zur heiligen Bedingung, mich auf der Stelle zu tödten. Die Reinheit meiner Absichten kann mir den Verlust meiner Ehre nicht ersetzen. Das Verbrechen, das Sie dann begehen, überlassen Sie mir zu vertheidigen vor dem Throne der unendlichen Liebe.

Ueberzeugt, daß Sie meine Bedingung eingehen werden, hab' ich noch eine vorläufige Bitte. Schreiben Sie sich, ehe Sie einen Schritt zu mir thun, tief in's Herz, was Sie schon wissen. Diese Unglückliche, die ihre Ehre für Dich auf's Spiel setzt, ist eine Verlobte.

XXVII.

Graf Donamar an St. Julien.

Cassel, den 25sten Jun.

O mein St. Julien! Welcher Schmerz und welche Freude vereinigen sich, mich zum Märtyrer einer Liebe zu machen, in der ich weder ungestraft mich freuen, noch von ganzem Herzen leiden kann! Ich bin zur Selbstzerstörung geboren.

Wie die trostlosen Seelen am Ufer des Styx, denen kein Grab zu Theil geworden ist, komm ich mir vor. Die Welt ist für mich ein langweiliges Schattenreich voller Grauen.

Mir, der ich nicht umhin kann, aus der Fülle des Schönen und Vortrefflichen in der sichtbaren und fühlbaren Welt Etwas, das unmittelbar für mich schön und vortrefflich ist,

auszuheben, dieß mit allen meinen Kräften zu umschliesen, dieß innig und ewig zu vereinigen mit Allem, das mein ist — was wird mir vom Schicksale geboten? Die erste Schönheit, vor der ich im Schwindel der Vergötterung niedersank, war nicht meiner Berührung werth. Die zweyte, die meiner ewigen Andacht werth ist, kann ich nicht erreichen.

Nach vierzehn Tagen und Nächten der Unruhe, der Hoffnung und der Verzweiflung; nach einem peinlichen Briefwechsel mit ihr, die in der ganzen Schöpfung so einzig steht, wie die Sonne am Himmel; nach diesen Vorbereitungen hab' ich das unerhörte Glück gehabt, sie eine Viertelstunde lang allein im Angesichte des Mondes und der Sterne zu sprechen. Und was ist mein Gewinn? Daß ich mich trostloser winden muß in meinem Schmerze! daß ich einem langsamen Tode geweiht bin!

Ein Beyspiel von weiblicher Klugheit und weiblicher Größe habe ich dir zu erzählen. —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — *)

Als ich die Thorflügel sachte wieder anzog, faßte mich sogleich etwas bey der Hand und flüsterte ängstlich:

"Ach, Herr Graf! So seh ich Sie auch einmal wieder?"

Es war Sabinchen, die, meine Antwort kaum erwartend, hastig wieder davon lief.

Ich ging durch die schmale Seitenthür, tappte mich weiter am aufgeschichteten Klafterholz, und kam hinter eine Wagenburg, die den Zugang vom Hofe her schützte. Eine Kutsche stand dicht neben

*) Die ausgelassene Stelle enthält nichts, als was der Leser schon weiß; ein Excerpt aus den vorigen Briefen, ohne welches St. Julien das Betragen Franziska's nicht hätte verstehen können.

neben der andern. Der Mond schien seltsam zwischen den Gestellen und Rädern durch.

Ich harrte nicht lange. Da hörte ich es leise kommen. Ich horchte hin.

"Donamar!" klang ein seltener Ton; ihr Ton. Wie vom Sturm aufgehoben, flog ich zu ihr. Sie wich zurück. Ich sank auf meine Knie vor ihr und umspannte sie mit beiden Armen. Sagen konnte ich nichts. Aber ich fühlte den schwankenden Grazienwuchs in meinen Armen.

"Stehen Sie auf!" – klang ihr Ton zum zweytenmale; süß und ängstlich; befehlend und bittend.

"Franziska!" — Kein Wort konnte ich weiter aussprechen. "Donamar!" sagte sie wieder, und verstummte wieder. Alles Gefühl unseres Lebens schien zusammenzuströmen in unseren Namen.

Meine Augen wagten sich zu den ihren hinauf. Sie legte ihre Hand auf meine Schulter.

Und die Nacht umher war so still, wie unsere Lippen.

"Stehen Sie auf, Donamar! Ich bitte Sie!" rief sie auf einmal fast zu laut. Sie wollte sich loswinden. Ich wollte gehorchen und drückte mich fester an sie.

"Franziska! Nur noch eine Minute so! In diesen Himmel komm' ich schwerlich wieder." — Aber sie wurde ängstlicher und heftig. — "Das heißt nicht Wort halten. Stehen Sie auf, oder dieser Augenblick ist der letzte zwischen uns beiden!"

Meine Arme ließen sie fahren. Ich stand auf. Und feyerlich redete sie mich an:

"Was mich entschlossen gemacht hat, diese Zusammenkunft mit Ihnen zu wagen, ist eine Nachricht und eine Bitte. Unser Verständniß ist verrathen; wenigstens so gut als verrathen. Der Marquis hat meiner Sabine gedroht, sie beym ersten Fehltritte aus dem Hause zu werfen,

und mir hat er zugemuthet, mein abgedanktes Kammermädchen wieder in Dienst zu nehmen. Und dann — wie dann?" —

Die Nachricht war nicht gleichgültig, sollt' ich meinen; aber sie traf mich weniger, als der gesetzte Ton, in dem sie mir mitgetheilt wurde. War das der Ton, der zu dem meinen gestimmt war?

"Wie dann? — wiederhohlte ich in trübem Nachsinnen ihre Frage. — Franziska, wir müssen fliehen."

"Sie wissen, antwortete sie, daß ich nicht kann."

— "Und was wollen Sie denn, das Sie können?" —

Franziska nahm meine Hand und drückte sie.

"Ich wollte Sie bitten, Donamar, zuerst zu bedenken —

— "Daß Sie eine Verlobte sind!" unterbrach ich sie heftig.

Sie ließ meine Hand fallen. "Das setzte ich voraus, hätten Sie bedacht, ehe Sie kamen." —

— "Der

— "Der Mann, dem Sie verlobt sind, lebt nicht mehr?" —

"Nein!" —

— "Franziska, Verlobte eines Todten?" —

"Bis auch ich zu den Todten gehöre."

Die Stille um uns wurde mir schrecklich.

— "So kann auch Franziska schwärmen? und so ungerecht schwärmen? Franziska, die Verständige, die Gütige, kann einen Lebenden, dessen Seligkeit in ihrer Hand liegt, aufopfern für einen Todten, der ihr nicht dankt, nicht mit ihr leidet?"

Was hatte ich gesprochen! Ihr Blick schlug mich zu Boden.

"Hör' ich hier meinen Freund, oder hat ein Mann, den ich nicht kenne, sich zu mir gewagt, unter Donamar's Namen? Der Todte, den Sie schmähen, war ein großer Mensch. Ich dachte, Sie wären ihm ähnlich." —

Zum

Zum ersten Male in meinem Leben fühlte ich mich durch und durch als Sünder.

Sie fuhr fort: "Ihr Herz widerlegt, was Sie sagen. Das fühle ich in Ihrer Seele. Ich weiß, so gewiß Sie mein Freund sind, daß Sie wieder gut machen wollen, was Sie gesagt haben. Thun Sie es durch Erfüllung einer Bitte, die der eigentliche Grund ist, warum Sie mich hier sehen."

Dumpf und ruhig antwortete ich: "Was Franziska will, ist auch mein Wille."

"Sie versprechen mir also —

— "Was Sie wollen."

"Auch wenn es Ihnen schwer fällt?"

"Und es mich in die Hölle wirft, ja!" — "Es soll dich vor der Hölle retten, guter Donamar! — sagte sie schwärmend, und faßte mit beiden Händen meinen Arm. — "Donamar, ich beschwöre dich! Das ist meine Bitte! Werde kein Selbstmörder!"

Erschrocken sprang ich auf. Aber sie flog davon durch die schmale Thür. Ich stürzte ihr nach. Ich vergaß aller Rücksicht, und rief ihren Namen laut. Aber Sie war verschwunden.

* * *

Da sitzt er nun, der arme Schiffer, auf der Sandbank! Um ihn her die brüllenden Fluthen! Das ist ein Loos! Leiden und nichts thun dürfen! Den Tod fühlen, und nicht sterben!

Menschen! Menschen! Wie hat der Aberglaube und eine phantastische Moral eure Herzen verdreht! Selbst die Klügsten, die Besten, sind wahnsinnig, sind gefühllos, wenn sinnlose Begriffe mit der Schminke der Tugend und Gottesfurcht in ihren Seelen gebieten. Das ist denn der Triumph der Frömmigkeit, der Mensch, wie er an seinen Qualen würgt, einer phantastischen Tugend lebendig geopfert!

Selbstmörder! Welch ein abgeschmacktes Wort! Wie kann ich mein eigner Mörder seyn? Wie

kann

kann ich mich selbst bestehlen? Ich bin Herr über Alles, was mein ist, und just darin fühl' ich das Göttliche meiner Menschlichkeit.

Selbstmörder! Bin ich denn für die Welt da, oder für diese Erdscholle, dieses Nebentheater der unendlichen Schöpfung, das der Milbenverstand des Pöbels seine Welt nennt? Unsere Weltumsegler, ihr Philosophen, sind dann auch große Sünder.

Denn sie wissen doch nicht, die Weltumsegler, wie es in den Ländern aussieht, die sie entdecken wollen. Ihre Pflicht wäre es gewesen, auf ihrem Posten, das heißt, zu Hause zu bleiben. Selbst wer, um bequemer zu wohnen, aus einem Hause in's andere zieht, ist ein großer Sünder! *)

*) Man hat diese Stelle stehen lassen, in der sichern Hoffnung, daß sich kein Vernünftiger an ihr ärgern wird. Und wer Gemählde der Leidenschaft mit Philosophie verwechselt, versteht so wenig von den Leidenschaften, als von der Philosophie.

XXVIII.

XXVIII.

Laurette von Wallenstädt an Ferdinand von Seltiz.

Cassel, den 25sten Jun.

Was sagen Sie dazu, hochwohlgeborner Herr, daß ich mir die Freyheit nehme, an Sie zu schreiben? Ist es nicht eine unerhörte Verwegenheit? Aber einen Briefwechsel mit einem Weisen anzufangen, nach dieser Wollust hat mich schon lange gelüstet. Und wo finde ich einen Weisen, so sanft und bedachtsam, so aufrichtig und so edel, wie Sie, hochwohlgeborner Herr?

Ich muß Ihnen das Weise und Edle Ihres Betragens gegen mich recht vor's Auge rücken, damit Sie zuerst sehen, warum ich mich so tief unter Ihnen fühle. Erinnern Sie sich nur!

Offen-

Offenheit und Redlichkeit führten Sie in mein Haus und hießen Sie mir traulich die Hand reichen. Frey von Arglist und Verrätherey war Ihr Betragen gegen mich. Sanct Ignaz von Loyola war ein Heiliger; aber bey Ihnen hätte er in die Schule gehen können. Wären Sie nur nicht auch ein so strenger Heiliger! Und Strenge macht grausam! Ach! Grausam haben Sie mich zu Ihrer Weisheit erhoben. Weinen müßt' ich, wenn ich nicht aus vollem Herzen lachte. Mich, ein bloßes Weib, eins der Geschöpfe, die unsere Mutter Natur, wie die Sage geht, nur zu Dienerinnen der Männer bestimmt hat, mich konnten Sie, nachdem Sie mir so redlich die Hand geboten hatten, in einer so kritischen Epoche mir selbst überlassen? Aber ich bewundere Ihr Herzchen voll Freundlichkeit. Aus Ihrer sanften Seele beweise ich mir, wie aus dem Erfolge, daß Sie bey Ihrer Abreise Ihrem Freunde mein Porträt zurückgelassen

 haben,

haben, von Ihren eignen philosophischen Händen à la Hogarth gezeichnet. Mit zierlichem Pinselstrich haben Sie mir so viele verschönernde Züge geliehen, daß Sie immer wagen konnten, den lieben Freund mit mir allein auf der Bühne zu lassen. Ist's nicht so, vortrefflicher Herr von Seltiz?

Darum wird es mir denn auch nicht schwer, jetzt mein ganzes Herz gegen Sie zu ergießen. Hören Sie zu! Das einfältige Weib erzählt dem Weisen ein rührendes Mährchen.

Es war an einem Nachmittage, als Zephyr, der Dichterfreund, vermuthlich weil er eben vom Tische aufgestanden war, mit leisen Athemzügen sich's angelegen seyn ließ, in der Aue bey Cassel zu blasen. Sanft spielte sein Hauch durch das junge Laub. Sanft schmeichelte er die Wangen Donamar's, des schmachtenden Schäfers. Da wandelte Suschen im Grünen daher. Roth war Suschens Gesicht wie ein Backstein, und rund wie ein gebratner Apfel. Ihr spielendes

Patschchen hielt einen Blumenstrauß. Sie streckte das Patschchen; und der Blumenstrauß prangte in des schönen Donamar's Händen. Er und sie standen. Sie standen und blickten, wie eine junge Gans vor einer alten steht und blickt. Dann gingen sie. Dann standen sie wieder. Dann gingen sie wieder. Ach! Es sollen Thränen geflossen seyn, Thränen, wie sie noch keine Gans geweint hat, Thränen, die durch ihren Glanz die ganze Flur verschönten.

Nachdem sich nun dieses erwähntermaßen zugetragen hatte, mußte ich doch — um Ihretwillen, lieber Herr von Seltiz — auf's Klare bringen, wer das Suschen sey. Aber was sollte ich sagen, als wenige Tage darauf der Marquis de Cressy die alte Zofe seiner Geliebten absetzte und eben dieses besagte Suschen an ihre Stelle installirte? Nun kam die ganze Weisheit, durch die ich — nicht wahr? — lächerlich gemacht werden sollte, an's helle Tageslicht. Wie hätt'

ich nicht lächerlich werden sollen? Man hatte sich ja so aufrichtig, so edel an mich gewandt, damit ich eine Rolle in der Comödie übernähme!

Aber ich stand nun einmal lieber bald im Parterre, bald hinter den Coulissen, und freute mich über die unbegrenzte Weisheit Donamar's und die preiswürdige Redlichkeit seines Freundes.

Die dethronisirte Zofe hatte die Kunst des Horchens einstudirt. Ihre Augen waren auf den Spionenblick abgerichtet. Sie schlief des Nachts wenig, weil sie viel hustete. Deßwegen machte sie auch zuweilen nächtliche Promenaden. Nach zweymal zwölf Stunden war das Hauptquartier entdeckt, wo der nachtwandelnde Donamar die Parole ertheilte. Bedenken Sie einmal, Herr von Seltiz, was daraus hätte werden können, wenn das so fortgegangen wäre! Solche Scenen! Und im Dunkeln! Da mußte ich Einsage thun. Und ich that es bloß, um Ihnen, redlicher Mann, mein Wort zu halten.

Nach-

Nachdem indessen manches Liebespapierchen aus einer Hand in die andere geglitten seyn mochte, und ich noch immer aus Mitleid den Handel nicht auf einmal störte, plagt vor einigen Nächten der böse Geist die abgesetzte Zofe zu sehr. Von Anfechtungen belästigt, zur Stunde der Gespenster, steigt sie aus ihrem Bette und schleicht auf den Gassen recognosciren. Sie trippelt; sie lauscht. Und siehe! langsam schreitet ein Mann mit festem Schritte nicht weit vom Hause des Marquis auf und ab. Er steht, schreitet, steht wieder, schreitet wieder. Es schlägt drey Viertel nach Mitternacht. Die langsamen Schritte des Mannes werden schneller. Er stellt sich dem Hause des Marquis gegenüber, mißt es vom Dach bis zur Schwelle, und geht dann wieder leiser auf und ab. Endlich rührt der große Hammer auf dem Kirchthurme die Glocke einmal; und im Hui drückt sich der rüstige Mann in den Thorweg neben der Hausthür.

Wer der Mann wohl gewesen seyn mag! Ja, wenn wir das herausbringen könnten, Herr von Seltiz! — Zeit und Weile währten meiner Getreuen lang, ehe er wiederkam. So lange gefiel es ihm dahinten. Er kam aber doch wirklich wieder zum Vorschein, um sich, als wär' er besessen, aus dem Staube zu machen.

Nun, mein weiser Herr, ist das Späßchen zu Ende. Nun ein Wörtchen im Ernste.

So musterhaft ist ihr Werk gelungen; und ich sollte mich nicht bey Ihnen förmlich bedanken?

Wissen Sie also, Herr Professor, daß ein Mann von Ehre kein Messing für Gold verkauft! Wissen Sie, daß ein Mann von Ehre nicht wie die personificirte Sittenlehre einher tritt, um eine Frau, die ihn mit Achtung empfing, höhnisch zu hintergehen! Wissen Sie, daß Sie in Ihrer ganzen sokratischen Durchlauchtigkeit gestäupt zu werden verdienen!

Psui!

Pfui! Traulichkeit zu heucheln! Pfui! Was sind Sie ein Stümper! Wenn dieser Brief bey Ihnen ankömmt, liegt Ihr Kartenhaus schon im Staube. Ihre Ehre fällt mit diesem Kartenhause, und vielleicht auch das schimärische Glück Ihres Freundes. Sie, Herr Professor, Sie allein haben es zu verantworten, wenn Ihr Freund — o daß Sie sich aufschwingen könnten zu solch einem Freunde! — zu Grunde geht. Ihr erbärmlichen Menschen! Ihr seyd so wenig werth, als fähig, mich zu verstehen. Ich suchte Donamar's Glück auf Kosten des meinen. Aber euch zum Ziele eures Witzes zu dienen, das suchte ich nicht; und ihr sollt es nicht erleben. Sagen Sie dem neuen Aeneas, daß ich keine verlassene Dido bin! Und Sie, mein ungeflügelter Herr Merkur, der Sie zu dem neuen Aeneas mit Extrapost kamen, um ihm den Willen der Weisheit an's Herz zu legen, wenden Sie wöchentlich drey Kreuzer daran, noch in die öffentliche Schule

zu gehen, damit Sie doch auch etwas lernen. Ich empfehle mich Ihnen.

XXIX.

St. Julien an Donamar.

Paris, den 12ten Jun.

Du kannst dich über mich beschweren, mein Donamar. Meine Briefe kommen so selten und sind doch so inhaltleer. Du theilst mir dein ganzes inneres Leben mit, und empfängst kaum Bruchstücke des meinen. Laß dir aber auch sagen, daß mein Leben jetzt kaum noch ein Bruchstück ist. Ein Tag wiederhohlt den andern. Keiner klärt den vorigen auf. Keiner bereitet den künftigen vor.

Die Zeit vergeht mir seit einigen Wochen in Paris. Daß ich da lebe, kann ich nicht sagen.

gen. Wenn meine Vernunft, die ich täglich um Rath frage, mir eine Antwort gibt, so ist es immer nur diese: daß ich aufhören muß, zu hoffen. — Frage ich sie dann, was mir in diesem Leben ohne Hoffnung noch zu thun übrig bleibt, so verläßt sie mich ganz. Ich spähe nach dem besten Wege umher; und der Weg ist nirgends und überall, wie auf der offnen See.

Besondern Dank bin ich dir schuldig für die Ausführlichkeit deiner Briefe und für die Nachricht von deiner Genesung, von dem neuen Morgen deines Herzen, und von deiner Franziska. Werde nur ruhig, lieber Freund; und du kannst noch sehr glücklich werden.

Wenn es nicht immer bergan mit dir geht, mußt du dich darum nicht unglücklich nennen, mein Donamar! Dem langsamen Glücke vertraue am ersten! Oft zeigt uns das Schicksal den Gegenstand unserer Wünsche lange in der Ferne, damit wir lernen sollen, ihn so zu ergreifen, daß

er uns nicht wieder entschlüpft. Gewöhnlich greifen wir rasch zu, und wundern uns, wenn es zum Besinnen kömmt, daß wir Nichts faßten.

Oder seufzest du noch zuweilen nach deinem letzten unseligen Glücke zurück? Ich kann es kaum glauben. Aber daß du in der Folge selbst an diese Verirrung nicht ganz ungern denken wirst, kann ich dir voraussagen. Wenn einmal die Zeit diese Trümmer mit Moos übersäet haben wird, wirst du sie nicht ohne Vergnügen in Gedanken besuchen, um die Herbstblume der Erfahrung zu pflücken.

Nenne dich nicht unglücklich! Du wirst im Feuer geläutert. Noch eine zweyte Periode — vielleicht noch eine dritte — dann wirst du, des einseitigen Kraftverschwendens müde, einen Kreis um dich ziehen, in dem Städte und Provinzen sich freuen. Wenn du mir dieß jetzt nicht glaubst, so verzeihe ich dir nicht nur; es sollte mir sogar leid thun, wenn du es glaubtest. Wer

nicht ganz in dem lebt, was seine Kräfte beschäftigt, wer nicht, was er für die Zeit schafft, so schafft, als ob es für die Ewigkeit wäre, der wird nie etwas leisten, das der Ewigkeit werth ist.

Warum ich jetzt, da ich nicht weiß, wohin ich mich wenden soll, nicht zu dir umkehre, darauf, mein Donamar, kann ich dir nicht antworten, bis du mir in langen Briefen noch Vieles erzählt hast. Vorläufig bitte ich dich — du weißt, daß mein Kopf taxirt ist, und von Verräthern gesucht wird — deiner Franziska, besonders, wenn eure Seelen sich bald ganz verstehen sollten, nichts von deiner Verbindung mit mir und nichts von mir überhaupt zu sagen. Nicht einmal meinen Namen mußt du vor ihren Ohren aussprechen, den neuen so wenig, wie den alten. Ich fordere dieß von dir. Erfülle meine Bitte!

Könntest du mir auch wohl eine Zeile oder allenfalls nur ein geschriebenes Wort von der Hand deiner Franziska verschaffen? Es soll unver-

verloren für dich bleiben. Ich will es nur sehen, und mit der umlaufenden Post zurückschicken; denn ich weiß, daß dem, für den das Kleinste in der Liebe nicht einen hohen Werth hat, auch das Größte nur eine Kleinigkeit ist. Laß dich aber diese Zumuthung, so wenig als die erste, besorgt machen. Ein Weib ist darum noch keine Verrätherin, wenn sie zufälligerweise in einem Verhältnisse mit unsern Verräthern stehen könnte. Schreibe mir bald, mein Donamar!

XXX.

Graf Donamar an St. Julien.

Cassel, den 27sten Jun.

Wenn mir ein Weib würde, wie mir ein Freund geworden ist, wer steht so hoch, daß er dann über mich hinaussehen könnte? Aber mein Herz gleicht dem Planeten, der meine Füße stützt. Seine eine Hälfte liegt im Dunkel, wenn Sonnenschein die andere erleuchtet.

Und Du, St. Julien, Du kannst argwöhnen, das Mädchen meiner Anbetung stehe mit deinen Verräthern in irgend einer Verbindung? So erscheint sie dir nach den Zügen ihres Bildnisses, die ich zeichnete, so gut ich konnte? Aber Dir gebe ich in Allem nach. Sie soll kein Wort davon erfahren, daß ich einen Freund habe, dessen ich selbst in den Stunden der Liebe gedenke.

Auch

Auch einige Züge von ihrer Hand siehst du hier. Was magst du nur daran sehen! Es ist die Aufschrift auf dem Umschlage ihres letzten Briefes; also kein Gedanke von ihr; kein Diplom ihres Herzens; aber doch mein Name von ihrer Hand; eine Vereinigung zwischen ihr und mir. Schick es mir also wieder, wenn du dich überzeugt hast, daß dieser Engel nicht zu den Teufeln gehört, die dich verriethen.

Die Antwort auf meinen letzten Brief ist noch nicht gekommen, und möchte auch wohl nicht kommen. Wie im Gefängnisse sitze ich hier zwischen meinen vier Wänden. Der Tag ist mir itzo langweilig mit seiner immerlächelnden Frühlingsbläue! Auch Menschen mag ich nicht sehen.

Wer doch schlummerte, ungestört und auf immer!

* * *

Nachmittags.

Aber noch wache ich! Noch leb' ich! Dieser Frevel soll nicht ungerochen bleiben, und sollte ich spatzieren gehen im Blute der Buben.

An der Unschuld wollt ihr eure Wuth auslassen, thierisches Gesindel? Mißhandeln wollt ihr ein harmloses Kind, das so lange schon für mich duldet? Gottlob, daß ich gerechte Rache üben kann, so gerecht, wie sie wohl noch nie ein Blutrichter übte! Hier bindet mich Franziska's Verbot nicht. Jetzt räch' ich nicht Franziska'n. Ich räche das himmlisch gute Kind, das für mich zum Opfer wurde.

Du willst wissen, wovon denn eigentlich die Rede ist? Der vermaledeyete Marquis und sein bübischer Kerl, der endlich die Hoffnung aufgab, das gute Sabinchen, ohne die ich meine Franziska nicht wieder gefunden hätte, zum Werkzeuge seiner Lust zu gebrauchen, haben dieses gute Mädchen mißhandelt und aus dem Hause geworfen.

fen. Das halbohnmächtige Kind hat mir selbst die Geschichte des Kanibalengreuels vorgewinselt. Aber ich habe ihr Hülfe geschworen!

* * *

Später.

Was wird es nun?

Da bekomme ich ein Billet in der Dämmerung durch einen unbekannten Menschen, der sogleich, nachdem er es abgeliefert hat, sich davon macht, ohne Antwort zu erwarten. Ich besehe die Aufschrift. Es ist, mein' ich, Franziska's Hand. Mit Zittern lese ich folgende Worte.

"Diese Nacht, Geliebter, komm um die gewöhnliche Stunde. Aber komm ohne Waffen. Wir sind sicher."

Wer faßt das?

"Geliebter?" — Das schriebe Franziska? — "Um die gewöhnliche Stunde?" — Ist denn

unter uns eine Stunde gewöhnlich? — Und ohne Waffen?

Ihre Hand ist es freylich; scheint es freylich zu seyn. Aber auch ihre Seele? Ich vergleiche die Züge rückwärts und vorwärts mit den Züger ihrer andern Briefe. Eine gesuchte, steife Flüchtigkeit glaub' ich zu erkennen. Sonst aber ist Alles ähnlich. Und doch sträubt sich mein Herz gegen diese Aehnlichkeit. Eine Stimme, die nicht hörbar, aber deutlich spricht, nennt mit seltsamer Zuversicht meine beiden Augen Betrüger. Auch sind die Umstände bedenklich. Warum war der Ueberbringer des Zettels so überdienstfertig, daß er mir nicht Zeit ließ, auch sein Gesicht mit seiner Botschaft zu confrontiren und ihn mündlich weiter zu befragen?

Und überdem gerade jetzt, da das treue Sabinchen mißhandelt und vertrieben ist, jetzt da die Gefahr keinen Hüter hat, die Gefahr, vor der Franziska neulich schon bebte!

Wie? Wenn man uns entdeckt hätte! Wenn ein satanischer Banditenplan entworfen wäre, mich auf die schändlichste Weise zu fangen?

Vergebe mir das wunderbare Schicksal, das mich in diese Finsterniß hüllt, wenn mein Verdacht einem Menschen Unrecht thut. Aber ich glaube, Franziska hat das Billet nicht geschrieben.

Wohl dann. Wenn sie mich auch nicht eingeladen hat, so folg' ich doch gern der Einladung. Aber wehrlos? Das wäre gar zu heroisch. Der böse Geist hat seinen Zöglingen einen schlechten Rath zugeflüstert. Er wünscht ihre Seelen vor Abrahams Schooße vorbey zu tragen, da sie ihm eben am wärmsten ergeben sind. Dazu kann denn Rath werden. Mein Degen ist scharf, und meine Pistolen treffen auf zwanzig Schritt. Der böse Geist, der mich in den Stand der ehrlichen Nothwehr setzt, befördert eine gute Sache zugleich mit einer schlechten.

Wenn die Elenden einen Ueberschlag ihrer Kräfte gemacht haben, so möchten wohl mehr als Einer auf mich warten. Sollten ihrer aber auch ein Dutzend seyn — ich gehe allein. Keiner meiner Leute darf sich in der Nähe aufhalten. Keiner darf wissen, wohin ich gehe. Die leiseste Ahnung der Möglichkeit, daß es denn doch vielleicht Franziska seyn könne, verlangt diese Vorsicht. Und an meinem Leben ist am Ende wenig gelegen.

* * *

Abends, 11 Uhr.

Nun gute Nacht, St. Julien!

Meine Sachen sind, auf den Fall der Noth, gepackt. Bis es Zwölfe schlägt, will ich bey einer Tasse Thee diesen Brief in Ruhe schließen.

Ist es Franziska, die ich wiedersehen soll, und kann ich sie zur Flucht überreden, so hält auf diesen Fall eine Chaise mit vier Pferden in

der Querstraße unweit ihres Hauses. Ist sie es nicht, und ich ziehe mich lebendig aus dem Handel, so stehen auch meine Reitpferde gesattelt. Denn der Ausgang kann auf alle Fälle gefährlich seyn, und meine Entfernung erfordern. Im Grunde aber, muß ich dir nur gestehen, bin ich entschlossen, keinen Fuß aus Cassel zu setzen, wenn Franziska nicht mitgeht.

XXXI.

Graf Donamar an St. Julien.

Münden, den 28. Jun. Morgens 6 Uhr.

Die Sünder bluten.

Soviel verstand ich also doch von der Politik, daß ich die Anschläge der Buben errieth. Wahrscheinlich gibt jetzt einer oder der andere von ihnen in Cassel seinen Geist auf. Ich bin hier sicher

auf

auf dem hannöverischen Grund und Boden. Auch hab' ich wieder ein Stündchen fest geschlafen. Nun will ich, bis die Glocke der verabredeten Botschaft schlägt, dir das Geschehene erzählen.

Wohl bewaffnet, den Degen unter dem Ueberrocke versteckt, und in jeder Tasche ein geladnes Pistol, ging ich um die Stunde, wo ich Franziska'n das vorige Mal sprach, meinen nächtlichen Gang. Die Flügel des Thorweges waren schon etwas zurückgeschoben; ein neuer Grund zum Argwohn. Ich sah durch eine Spalte. Ein schwaches Licht zeigte sich im Hintergrunde. Nach kurzem Besinnen war ich hin, eingeschlüpft.

Ein leichtes Rauschen kam aus der schmalen Thür zur Seite. Das Licht war verschwunden. Um nichts zu versäumen, drückte ich die Thorflügel hinter mir, die vorwärts schlugen, mit

dem Rücken zu. Die rechte Hand hielt ich in der Tasche am Hahn des Pistols.

"Allons!" kreischte es auf einmal, wie die Stimme eines Kibitzes auf feuchten Wiesen. Licht blitzte hervor. Und ein Haufe stürzte, wie das wüthende Heer, auf mich ein.

"Halt!" rief ich wie ein Soldat, und hielt mein Pistol vor.

Der Ruf kam den Banditen unerwartet, und schien ihre ganze Aufmerksamkeit zu verdienen. Sie machten wirklich dicht vor mir Halt. Wie die Weinpfäle standen sie. Das volle Laternenlicht fiel auf mich.

Ich streckte mein Pistol ihnen entgegen. — "Platz da! Es kömmt eine Kugel." —

"Morbleu! — antwortete die Kibitzstimme — Er hat Feuergewehr."

Ich hütete mich, zu schießen, so lange man mich nicht angriff.

Der Banditenhaufe bestand aus fünf oder sechs Kerlen, deren vier, aus Menschenfreundlichkeit, doch nur mit stumpfem Gewehr, das ist, mit Prügeln bewaffnet waren. Aber einer, ein Matador unter ihnen, trug ein kurzes Seitengewehr. Dieser zog blank, und machte sich hervor. Und der Anführer — er war nun kenntlich genug, der Herr Marquis — zeigte nun auch eine Klinge.

"Allons!" commandirte er wieder, und schimpfte tapfer auf mich. Schimpfend stürmte er auf mich ein; und mein Pistol ging los. Das Schicksal führte die Kugel. Ein Zetergeschrey, aber nicht aus dem Munde des Marquis, erhub sich. Zugleich erlosch das Licht in der Laterne.

"Sant' Antonio!" heulte es italiänisch vom Boden auf. Nun wurde das Handgemeng so verwirrt, wie bey Hochkirchen, und das Geschrey noch verwirrter. "Sant' Antonio! Allons! Ich sterbe! Licht! Hülfe!" liefen die Jammertöne toll durch einander.

Mir schadete die Finsterniß nicht; denn wen ich traf, der war gewiß mein Feind. Doch hielt ich, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, noch immer den Degen unter dem linken Arme, nahm nur das abgefeuerte Pistol umgekehrt und schlug dem Gesindel, so wie mir Einer zu nahe kam, mit diesem Streitkolben auf die Köpfe. Das gab Platz. Aber ich verlor darüber meinen sichern Posten, stand, ehe ich es mir versah, vorn bis fast auf dem Hofe, und hatte den Rücken nicht mehr gedeckt. Die Finsterniß war hier auch nicht so undurchdringlich. Ehe ich mich umsehen konnte, rannte der Marquis mit dem Degen, und der stämmige Kerl mit dem kurzen Seitengewehre, wie gehetzte Eber von neuem auf mich ein. Nun mußte ich meinen Degen gebrauchen.

Der Marquis focht nicht ohne Verstand. Der stämmige Kerl unterstützte ihn tüchtig. Ich hatte im Ernst meine Arbeit. Sogar die Prügelträger

zogen sich wieder zusammen, und ließen den Verwundeten in seiner Finsterniß liegen, wo er wie ein wildes Thier heulte. Unser Gefecht dauerte dennoch nicht lange. Der Marquis verlor vor Wuth die Fähigkeit, von seiner Kunst Gebrauch zu machen. Mit einem kräftigen Ausfalle ging ich durch; und im Augenblick schrie der Feind auch zu Gott, und stürzte.

Der zweyte Held machte mir nicht viel mehr zu schaffen. Er stolperte über den Marquis, und empfing zugleich mit dem Gefäße meines Degens einen solchen Stoß unter die Nase, daß er schnarchend das Gleichgewicht verlor, und seines Orts auch niedertaumelte.

So hatt' ich das Feld gewonnen. Denn die Prügelträger verliefen sich, als sie ihren Anführer stürzen sahen. Sie lärmten gegen die Thüren und riefen, als ob das Haus brennte, nach Licht. Ich selbst gehe auf eine Thür linker Hand zu, um Licht im Hause zu suchen. Indem ich

sie aber öffnen will, wird es plötzlich hell. Ein Mann im rothen Schlafrocke, eine Nachtmütze über den Ohren, steht vor mir mit Blicken des sprachlosen Entsetzens, schlägt die Hände mit dem Licht über dem Kopf zusammen, und bricht endlich, während ich über diese Erscheinung laut lache, in die Worte aus: "Gerechter Gott! Was muß ich erleben!" — Es war der Hauswirth.

Ich beruhigte den armen Mann, und sprach ihm freundlich zu. Jene Banditen, sagte ich, hätten aus seinem Hause eine Mördergrube machen wollen, und mich hergelockt, um meiner los zu werden. Aber — rief ich — sie haben da einen Fleck mit ihrem Blute hingezeichnet, in dem sie sich künftig bespiegeln mögen."

Darauf hieß ich eilends nach Wundärzten schicken. Dann beleuchtete ich den Greuel am Boden. Es war ein arger Greuel. Mit scheußlichen Flüchen hub der Marquis den wehrlosen Arm gegen mich auf. Er schien verblutet, aber

nicht

nicht tödtlich verwundet zu seyn. Der andere Teufel, den meine Kugel getroffen hatte, war der berüchtigte Kammerdiener des Marquis. Er lag, so lang er war, die Laterne noch in der Hand, im Blute gewälzt, und gab nur ächzende Laute von sich. Der stämmige Kerl mit dem Seitengewehre war, wie die abgerissene Uniform verrieth, eine Art von hessischen Soldaten. Er saß zu den Füßen des Marquis, zusammengefallen, den Kopf auf den Knien, und murmelte, als ob er Zauberformeln meditirte.

Der gaffende Haufe nahm sich nach und nach der blutenden Sünder an. Ich fragte den Hauswirth nach Franziska, und suchte die Treppe.

"Franziska!" rief ich. — Sie kam schon. Gehüllt in ein schwarzes Mäntelchen, ihr langes, wolkichtes Haar hervorquellend unter einer weissen Haube, schwankte sie die Treppe hinab. Mit der linken Hand hielt sie sich an dem Geländer, in der rechten ein Nachtlicht.

Ich

Ich flog auf sie zu. Aber sie streckte den Arm mit dem Lämpchen abwehrend gegen mich. — "Weg! Unmenschlicher, unbesonnener Mensch!" —

Ich zog das Billet hervor. "Ich bin hierher geladen worden, Franziska!" —

Sie nahm, las, schwieg, schüttelte den Kopf, reichte mir das Lämpchen, und sank, aber von meinem Arm unterstützt, zurück auf eine Stufe der Treppe.

Die alte Zigeunerin, ihre Zofe, erschien nun auch. Ich befahl ihr, den Augenblick hinunter zu gehen, und ein Glas Wasser zu besorgen. Sie gehorchte, ohne ein Wort zu sagen. Franziska seufzte tief auf.

"Ist Jemand todt?" war ihr erstes Wort, als ihre Besonnenheit zurück kehrte.

"Bis jetzt Niemand, liebe Franziska. Ihrer sechs wollten mich mißhandeln und morden. Drey von Ihnen sind nun außer Stande, uns zu schaden." —

Mit schwärmischer Heiterkeit lebten ihre Augen auf. — "Ihrer sechs? Und Sie leben noch, Donamar?" —

Ich nahm ihre Hand und blickte in ihr irrendes Auge. "Noch, Franziska, lebe ich. Aber wie lange noch, das hängt von der Criminaljustiz ab, wenn wir nicht auf der Stelle zusammen entfliehen." —

Sie starrte mich an. — "Entfliehen?" rief sie. Rasch hub sie sich auf, und sank eben so schnell wieder zurück.

Unsere Hände verloren einander. "Was schadet es im Grunde, wenn ich bleibe? — sagte ich weiter. — Vielleicht bin ich um so früher geborgen. Die Justiz von meiner Unschuld zu überzeugen, ist unter Umständen, wie diese, nicht wohl möglich. Franziska gibt mir wieder, was sie mir nahm, — den Tod. Sie verbot mir, zu sterben. Sie wird mich nun auf das Schaffot führen lassen." —

Ihre

Ihre Augen rollten zur Seite. — "Donamar! Ich bitte; ich befehle; Sie sollen fliehen! Sie!" — Und ihre beiden zusammenzitternden Arme drängten mich weg.

Ich stand auf meiner Stelle. "Ich darf nicht. Wenn Sie hier bleiben, Franziska, so wird die Justiz auch Sie verhören, und meine Aussage wird nöthig seyn, zur Bekräftigung Ihrer Unschuld."

Ihre Thränen flossen auf meine Hand. Ich sprach weiter. — "Und dann, Franziska, wenn die Justiz auch nicht wäre, welches Gerücht wartet auf dich! Und das wolltest du anhören, und bleiben?" —

Sie besann sich, und warf einen großen Blick empor. "Gerücht? O! Ueber den Sternen geht auch ein Gerücht. — Donamar! Ich bitte noch einmal. Ich befehle noch einmal. Sie sollen fliehen, wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben." —

"So

"So wahr ich dich liebe, Franziska; ich fliehe nicht allein." —

Mit dem Blicke der Begeisterung und dem Tone der höchsten Kälte riß sie sich auf, und zog mich fort. — "So komm denn!" —

Wir kamen wirklich bis an die Hausthür. Aber die war verschlossen. Indem ich nach dem Schlüssel rufe, bringt man die Verwundeten getragen. Franziska'n vor diesem Anblicke zu sichern, führe ich sie in ein Zimmer, das vor uns offen stand. Dort wiederhohle ich alle Gründe, warum sie ihren Entschluß zur Flucht nicht ändern dürfe. Ein stilles Ja war ihre einzige Antwort. Sie sank auf einen Stuhl; todtenblaß. Ihre Arme hingen schlaff nieder.

"Die Zukunft! —" rief sie mit matten Lippen, und schwieg wieder.

"Die Zukunft? — wiederholte ich — Liebe Franziska! Dort, wo das bessere Gerücht geht, wird auch der Faden der Zukunft gesponnen." —

Und die Klingel an der Hausthür scholl. Ich hub das bebende Mädchen vom Stuhle auf. — "Nun geschwind, Freundin! Mein Wagen hält draußen." —

Ihre Arme verirrten sich um mich. Sie strebte sich wegzudehnen von mir, und vermochte es nicht. Aber die ganze Allmacht ihrer großen Augen gebot, und ihre Stimme lispelte flehend: "Erbarmen Sie sich, Donamar! Ich kann nicht mitgehen." —

"Franziska soll auch nicht gehen! — rief ich wieder. — Nicht gehen! Tragen will ich dich, mein Heiligthum! In meinem Wagen sollst du ruhen. Eine sanfte Bewegung soll dich erquicken." —

Ich wollte sie aufnehmen. Aber sie schrie: "Barmherzigkeit! Ich bin verloren." — Und ich setzte sie wieder auf den Stuhl. — "Ich will nachkommen, Donamar!" — Die Worte strömten ihr auf einmal zu, als hätte ein Gott aus

ihr

ihr gesprochen. — "Man wird mich für die Anstifterin der Mordscene halten, wenn ich jetzt mitgehe. Man wird mich in öffentlichen Blättern —"

Sie stockte. Ich war auch schon zu Boden geschlagen. Die Thür klingelte wieder. Franziska — ich schäme mich fast, es wieder zu schreiben — Franziska fiel vor mir auf die Knie. "Rette dich, Donamar! Die Gerichtsdiener kommen! Ich folge dir. Ich folge dir — wahrhaftig; oder du kömmst wieder." —

"Oder ich komme wieder, wiederhohlte ich. — "Ich reite nach Münden. Aber erhalt' ich nicht morgen vor Mittag noch gute Nachricht, so bin ich um Mittag wieder hier." —

"Oder ich in Münden! — schloß sie rasch an. — Was dann geschehen mag, geschehe!" —

Ich küßte den Abschied auf ihre Hand, und war in einer Stunde auf dem churhannöverischen Grund und Boden.

Kaum kann ich mich überreden, daß mir das Alles in einer Nacht wirklich begegnet ist. Auch kann ich mich in mein eignes Betragen nicht finden. Wie konnte ich vergessen, warum Franziska eigentlich nicht fliehen wollte? Und doch handelte ich im Ganzen überlegt genug. Als ich Franziska's Widerstande nachgab, dacht' ich nur an sie, an ihre Ehre und Ruhe. Jetzt begreif' ich, daß ich nichts Klügeres hätte thun können, wäre mir auch nur an mir selbst gelegen. Wenn der Marquis auch nicht seine Infamie mit seinem Leben bezahlt, so ist er doch außer Stande, Franziska'n zu halten, und ihr ihr Eigenthum zu verweigern, sobald sie allen Verdacht der Theilnahme an dem Blutspiele von sich abgelehnt hat, und mir Wort halten will. Ist es aber zu glauben, daß sie sich anders besinnen sollte, da sie versichert seyn kann, daß ich dann, meinem Worte getreu, diesen Mittag wieder bey ihr bin?

Der zerhauene Knoten hängt nun nur noch durch einige Fäden zusammen. Auf eine Art oder auf die andere muß er reissen. In diesem Gedanken finde ich Ruhe.

XXXII.

Franziska von Sternach an Donamar.

Cassel, d. 28. Jun. Morgens 5 Uhr.

Wie würde es mir ergangen seyn, lieber Freund, wenn ich, meinem Entschlusse ungetreu, diese Nacht mit Ihnen entflohen wäre? Jetzt schreibe ich, wenn auch nicht glücklich, doch wenigstens ungestört, den ersten Brief seit zwey langen Jahren ohne alle Besorgniß. Das zu können, und so an Sie, lieber Donamar, schreiben zu können, gibt mir ein Vergnügen, das ich Ihnen mittheilen muß.

Sie hatten mich kaum verlassen, als unser Haus von Aerzten, Wundärzten und fremden Leuten angefüllt wurde, die der Pistolenschuß und der Lärm in der Nachbarschaft aufgestört hatte. Ich ging fast betäubt auf mein Zimmer, und ließ mir von Minute zu Minute melden, wie es den Verwundeten erging. Man sagte mir, Antonio, der Kammerdiener des Marquis, den Ihre Kugel getroffen hatte, könne keine Viertelstunde mehr leben, und jammere in einem fort nach mir, daß ich doch kommen und ihm seine Sünde erlassen möchte. Ich ließ ihm wissen, er solle Gott bitten, daß der ihm die Sünde erlasse. Aber der Mensch bestand darauf, mich zu sprechen. Er habe, ließ er mir sagen, mir ein wichtiges Geheimniß zu entdecken.

Einen Menschen sterben zu sehen, der mir in seinem Leben so viel Böses gethan hatte, kostete mir viel Ueberwindung. Mitleid und Neugier trieben mich doch zuletzt in das Zimmer,

wo er sterbend auf einem Bette lag. Aber ich kam zu spät. Er rang schon mit dem Tode. Als er mich eben noch erkannte, rief er: "Betrug! Er lebt noch!" und gab keinen Laut mehr von sich.

Er lebt noch! Das war also das Geheimniß? Und Betrug! Was war denn Betrug? Doch wohl Alles, was mir hatte beweisen sollen, er lebe nicht mehr? Und das drückte dem Sterbenden so schwer auf's Gewissen?

Ach! Wen konnte der Sterbende meinen, als den Mann, dessen Schatten der Gott meiner Einsamkeit ist? Und der lebt noch?

Gütiger Gott! Und du winktest nicht einem deiner Engel, daß er mich nur einige Minuten früher zu dem Sterbenden führte? Welche neue Unruhe martert mich nun! Nun reitzt mich die Hoffnung mit allen ihren blendenden Farben. Nun müß ich ahnen, daß er, der vermuthlich auch mich für todt hält, vom Kampfe mit der Ver-

zweiflung ermattet, doch noch in's Grab sinkt, ohne daß wir uns wiederfinden.

Doch wer mich so weit geführt hat, wird mich weiter führen. —

Ja, ich bin frey, lieber Donamar. Der Marquis, um dessen Wiederherstellung es sehr mißlich aussieht, ließ mich bitten, ihn zu besuchen. Als ich es abschlug, weil ich erst erwarten wollte, ob er fähig wäre, sein Unrecht zu bereuen, ließ er seiner Bitte die Nachricht beyfügen, daß er mir nun ein lange vorenthaltenes Kleinod zurückgeben wolle. Da ging ich.

Darf ich Ihnen gestehen, lieber Freund, daß ich vor Dankbarkeit mitweinte, als der endlich erweichte Mann mir mit Thränen in den Augen, die ich nie hatte weinen sehen, mein Kästchen überreichte? Werden Sie mir verzeihen, daß ich Ja sagte, als er mich flehentlich bat, ihn nicht zu verlassen, wenn er in diesen drey

Tagen

Tagen stürbe? Nicht aus ganz reinem Wohlwollen versprach ich es ihm. Ich hoffte von ihm zu erfahren, was mir der sterbende Antonio nicht sagen konnte. Meine Eigennützigkeit findet aber auch schon ihre Strafe. Der Marquis kann entweder seinen Haß gegen den Mann, der mein Herz gegen alle seine Angriffe bewaffnet hat, auch im Tode nicht überwinden, oder er schämt sich, nachdem er meine Verzeihung gewonnen hat, noch eine Handlung zu gestehen, die vermuthlich schlechter ist, als alle, die er mir je gestand. Schwerlich werde ich also, nach seinen Aeußerungen, das Rechte von ihm erfahren.

In diesen drey Tagen, wo ich nun noch einmal Alles beym Marquis versuchen will, muß ich zugleich Reiseanstalten treffen. Darf ich Sie, lieber Freund, damit beschweren? Ich bin willens, in dem *** Kloster zu Erfurt für eine Pension zu leben, bis ich mich vielleicht in der Folge entschließe, auch den Schleyer zu nehmen. Niemand

mand kennt mich dort. Deßwegen wäre es sehr gut, wenn Jemand, der mich kennt, voranreisete, sich nach Allem erkundigte und Alles besorgte. Wollten Sie dieses langweilige Geschäft wohl übernehmen? Ich weiß, wem ich es zumuthe. Und Sie wissen, was ich für Sie fühle. Ach, Donamar! Sie sind mir unaussprechlich theuer. Aber ich bin für die ganze Welt verloren. Helfen Sie mir meine Grabstätte suchen! Da allein gehöre ich zu Hause. Vielleicht können Sie in drey Tagen wieder in Münden seyn. Dann will ich mich auch einstellen, und Sie können mich, wenn Sie wollen, nach Erfurt begleiten. Eine Begleiterin, die ich, so lange es ihr bey mir gefällt, nicht wieder von mir lassen werde, habe ich mir schon gewählt. Sie werden, denk' ich, meine Wahl nicht mißbilligen. Es ist Sabinchen.

Donamar! Freund meiner ganzen Seele! Mein Schutzengel! Mein Retter! Mein Bruder! Ich finde keine Namen für das Alles,

was

LB Coburg

was du mir bist und bleiben mußt. O wüßte ich dich doch glücklich!

XXXIII.

Donamar an Franziska.

Münden, den 28sten.

Gottlob! Franziska ist frey. Aber Franziska ist nun auch für mich ganz verloren.

Ich brauche für mich wenigstens keine Grabstätte zu suchen. Die ganze Natur gähnt mich an wie ein Grab. Was Franziska mir befiehlt, will ich thun.

Noch diese Stunde reite ich nach Erfurt ab. Courierpferde sind schon bestellt. Ich will Alles besorgen. In dreymal vier und zwanzig Stunden bin ich wieder in Münden.

Bleiben Sie gesund, Franziska!

XXXIV.

Graf Donamar an St. Julien.

Erfurt, den 10. Jul.

Wenn mir alle Formen und alle Bilder der Sprache zu Gebote ständen, so würde ich dir, mein St. Julien, doch nicht den unnatürlichen, fast unleidlichen und sich selbst widersprechenden Zustand zeichnen können, in dem ich jetzt einer der seltsamsten Menschen bin.

Der arme Ixion ist geschwindlig geworden an seinem Rade, und fängt beynahe an, sich glücklich zu preisen. Ohne alle Hoffnung, das einzige Glück, das mir der Mühe des Lebens werth scheint, jemals zu erreichen, bin ich nicht unglücklich. Ich drücke die Augen fest zu, so oft die Zukunft sich mir zeigen will, und buhle mit der Gegenwart, wie am Rande des Grabes.

 Fran-

Franziska ist frey; ist hier; und ich bin bey ihr. Ich sehe sie gesetzmäßig jeden Tag um eine bestimmte Stunde. Dann sehe ich sie mit meinen Augen. Mit meiner Seele sehe und höre ich sie, überall wo ich bin.

Zuweilen ist mir zu Muthe, als ob ich auf Reisen wäre, wo, wie du weißt, die Bewegung selbst eine Zeitlang die Müdigkeit verbannt, die sie erregt. Auch pflegt man da nicht ganz im Zustande der reinen Begriffe zu seyn, wie etwa auf dem Kanapee, und ist doch zuweilen ganz wohl unterhalten und ganz vernünftig.

Wer lebte nicht im Himmel bey dieser Franziska? Blicke einmal, Erforscher der Würde des Weibes, auf ihr Betragen in der Nacht der Entscheidung! In der ersten Betäubung gab sie sich in meine beglaubte Hand; und das war schön; denn sie kannte mich. Sobald sie sich aber sammeln konnte, kehrte sie zu ihrem geprüften Entschlusse zurück; und das war schöner.

Solch ein Weib mag immerhin von einem kunsterfahrnen Betrüger einige Stufen tief zum Verderben hinuntergelockt werden; sie wird sich bald, wie auf Flügeln, wieder emporschwingen. Und ist das nicht der lieblichste Glanz, die wahre Glorie der Weiblichkeit?

* * *

Aber du willst wissen, wie ich hierher nach Erfurt gekommen bin.

Der elende Marquis wurde im Wundfieber zum Menschen. Er gab der Unglücklichen, die er so lange gefoltert hat, aus freyer Entschliessung ein Kästchen mit Kleinodien wieder, woran ihr nicht wenig gelegen ist, und dazu die Freyheit. Sie schickte mich nach Erfurt. Ich besorgte ihr eine Wohnung im Kloster. An der hessischen und hannöverischen Grenze zwischen Cassel und Münden trafen wir am bestimmten Tage wieder zusammen.

Ein

Ein weisses Schnupftuch wehte mir als Siegesfahne aus dem offnen Wagen entgegen. Franziska's Hand hielt es empor. Der bekannte Schleyer winkte mir unser erstes Zusammentreffen im Walde zurück. Die ganze Welt von Gefühlen, die seit diesem neuen Schöpfungstage sich mir gebildet hatte, rollte in einem Momente vor meiner Seele vorüber.

Und als der Wagen hielt, und ich dicht hinan ritt und sie so sah — o der seligen Traulichkeit! Franziska's Rechte fiel in die meine, senkte sich ohne Zuckung fest darin, und drückte Leben an Leben.

Dann mußt' ich versprechen, was ich freylich schon zu halten gesonnen war, aber doch gern von mir fordern hörte, bey dem Wagen zu bleiben und meine Gefährtin nicht aus den Augen zu verlieren. Mein Herz hüpfte. Selbst mein Pferd tanzte ungespornt unter mir neben den schwirrenden Rädern.

* * *

Den xxten

So weit erzählt' ich gestern, und nicht weiter. Ich wollte mir den reinen Wiedergenuß einer köstlichen Stunde noch einmal gönnen. Aber was nun folgt, klingt schon anders, und macht mir, um es nur vorläufig zu sagen, wenig Ehre.

Als wir in Münden vor dem Wirthshause abstiegen, wo schon Zimmer bestellt und bereit waren, und ich meine Gefährtin aus dem Wagen hub, nahm sie meinen Arm ohne Widerrede, aber mit Feierlichkeit. Ich führte sie die Treppe hinauf, und vermocht' es nicht, ihren Arm nicht an mich zu drücken. Ich suchte ihre Augen; aber sie sah vor sich hin. Hatt' ich Recht, mehr zu erwarten? Aber der Thor vergaß in dieser Minute alle Rechte und alle Gründe, und wurde über das natürlichste Betragen von

der

der Welt so mürrisch, als wäre ihm ein gewaltiges Unrecht widerfahren.

Leicht, aber ernsthaft, glitt sie von mir ab in die Thür des für sie bestellten Zimmers. Ich folgte. Sie besah die Tapeten, besah die Möbeln, machte ein Fenster auf, und blickte nach beiden Seiten der Straße hinauf und hinab. Ich stand mitten im Zimmer — als ob ich nicht da stände.

Mit unbefangener Leutseligkeit wandte sie sich wieder zu mir — "Es muß sich hier so übel nicht wohnen. Die Straße ist hell und lustig, und an Menschen scheint es auch nicht zu fehlen." —

Das hatte sie mir zu sagen? Sonst nichts? Es kochte im Herzen des Thoren, und er murmelte ein bedeutendes: "Meinen Sie?" und quetschte die Krempen seines Huts zusammen.

Die schöne Seele wollte zu meinem Besten diesen Ton nicht verstehen. Sie verbarg ihre Kränkung. — "Und Sie sagen das, als ob Sie

es nicht meinten. Wer wollte wohl immer das Vollkommene verlangen? Sehen Sie einmal — Sie zog mich an's Fenster — da linker Hand geht es gleich zum Thore hinaus, und hier rechts, wo es winklich wird, windet sich die Straße. Wenn die Aussicht aus meinem Kloster zu Erfurt nur so gut ist, bin ich schon zufrieden. Ist sie nicht schlechter?" —

Der Thor hatte nun keine Besonnenheit mehr. Langsam und kalt drückte er die Worte heraus: "Wo es Klöster gibt, sind die Straßen gewöhnlich etwas winklich."

Ihr Blick voll bitterer Wehmuth streifte an mir vorbey. Wir schwiegen beide. Eh' ich es mir versah, rief sie: "Sabine!"

Und Sabinchen, die als Zuschauerin dagestanden war, erhielt in der Ecke des Zimmers einen Befehl in's Ohr, und entfernte sich gleich darauf. Mir wurde bange.

Aber

Aber Franziska trat ernsthaft vor mich. Ihr Ton blieb mild und unverändert. — "Was denken Sie von mir, Donamar? Ich werde nie die Lust verlieren, Ihnen meine Leiden und meine Freuden zur Theilnahme anzubieten. Es wird mir immer weh thun, wenn Sie mein Vertrauen mit einer rauhen Miene beantworten; aber wegscheuchen wird es mich nicht. Der älteste meiner Freunde muß doch, denk' ich, der großmüthigste seyn." —

Das hieß, glühende Kohlen auf meinen unseligen Kopf sammeln. Aber dieser Kopf war gefühllos. Ich suchte eine Antwort; und da ich keine fand — ich verdiente dafür, daß mir der Degen über diesem Kopfe zerbrochen würde, wenn ich es absichtlich gesagt hätte — stotterte ich wie im Traume heraus: — "Sie haben viel Menschenkenntniß, Franziska." —

Franziska staunte an mir auf, als hätten wir uns noch nie gesehen.

"Donamar, sind Sie mein Feind? — sagte sie mit einem Tone, der mich endlich wieder zu einem fühlenden Wesen machte. — Was wollen Sie? Mich beleidigen? Oder dem Himmel die Unmöglichkeit abtrotzen? Mich meineidig machen durch Ungestüm? — Ein sanfter und ruhiger Ton ist die einzige Bedingung, unter der ich mir Ihre Gesellschaft erlauben darf. Ich habe mich Ihnen anvertraut. Ich bin in Ihrer Gewalt. Und der Gewinn unserer ersten traulichen Stunde ist Kränkung? Kränkung von Ihnen?" —

Helle Thränen brachen aus ihren Augen hervor. Und in diesem Spiegel sah ich denn endlich meine Raserey. Ich wollte mich vor ihr niederwerfen. Sie hielt mich.

"Haben Sie Mitleid, rief ich, mit dem Wahnsinnigen! Er ist ja nicht wahnsinnig als Ihr Feind. Strafen Sie mich, wie ich es verdiene!" —

Sie wandte sich weg, und trocknete ihre Thränen. Dann sagte sie sanft: "Wenn ich bitten darf, lassen Sie mich allein!"

O Donamar! Wie schlichest du aus dem Zimmer!

* * *

Aber die Sünde ist abgebüßt, und Alles ist wieder in seiner Ordnung. Das muß ich sogleich zu deiner Beruhigung hinzusetzen.

Sobald ich allein war, las ich mir den Text, und den Commentar dazu. Was gibst du ihr?' fragte ich mich. Und was verlangst du von ihr? Sie will thun für dich, was sie kann; und du quälst sie? — Sie wäre glücklicher, wenn dich das Schicksal ihr nicht in den Weg geworfen hätte; und du lässest sie dieß empfinden? — Ueber dich war der Stab gebrochen, ehe sie wußte, daß du noch in der Welt warest. Und du marterst sie mit deinen Schmerzen? Du

schlägst ihr den kühlen Becher aus der Hand, in dem sie dir Arzney reicht?

Noch einmal prägte ich mir die Ueberzeugung ein, daß gar nichts mehr für mich zu hoffen sey. Meine Wünsche wurden stiller. Ich fühlte mich berufen, Alles zu leiden.

Ich machte nun, in Betrachtungen einer trostlosen Zukunft verloren, einen Plan, um mein Betragen so vernünftig als möglich zu reguliren. Sie zu fliehen, sie, in deren Gegenwart allein ich noch eine Art von Leben empfinde, diesen Gedanken fand ich nicht einmal der Mühe werth, mich bey ihm aufzuhalten. Kein Wort von Liebe mit ihr zu sprechen, fühlte ich mich verpflichtet. Sie nur zu sehen, so oft als möglich zu sehen, setzte ich als die letzte Bedingung meines Daseyns fest.

Auf und ab ging ich. Ich fürchtete mich, wieder zu ihr zu gehen. Aber sie ließ mich rufen; und ich mußte gehorchen. Um also eine förm-

liche Ausgleichung zu vermeiden, die unter diesen Umständen schicklicher wegfiel, nahm ich mir vor, zu thun, als ob nichts vorgefallen wäre. Mit unbefangener Miene trat ich wieder zu ihr. Sie verstand mich, noch ehe ich ein Wort sagte, in der ersten Secunde. So wie sie mir in's Gesicht sah, verlor sich ihre ernsthafte Miene in ein melancholisches Lächeln.

Ich eilte zum ersten Worte. — "Ich habe so eben einen Traum gehabt; einen Traum am hellen Tage."

Sie ahndete schon weiter. "Das ist alles Mögliche. Aber doch einen guten Traum?" —

— "Einen der besten und schönsten meines Lebens. Mir träumte, Franziska wäre meine Schwester, und versicherte mich, daß sie mir schwesterlich verziehe." —

Den Blick, St. Julien, mit dem sie dieß aufnahm, hätte Raphael verewigen müssen.

Sanft und mit entzückender Würde reichte sie mir ihre Hand. — "Donamar, Sie sind ein Mann." — Mehr sagte sie nicht. Aber wie mit einem Lorbeerkranze geschmückt fühlte ich mich.

Noch hielt ich ihre Hand. Wir standen vor einander. Sie bog unsere Arme mit reitzendem Anstande zurück, als ob wir zusammen fortgehen wollten. Wir gingen wirklich einige Schritte. — "Sehen Sie, Donamar? — sagte sie — Man kann auch so Hand in Hand gehen!" —

"Auch auf immer?" — mußte ich denn doch fragen.

Sie besann sich. — "Und warum nicht auch auf immer? Ich denke, ein Band, in das kein irdischer Faden gewebt ist, muß am schwersten reissen." —

Leise spielte sie sich nun in den wahren Schwesterton hinüber. Ich that das Meine, die zweyte Stimme zu treffen. Sie fing an, mir Bruch-

stücke von ihrem Lebenslauf zu erzählen. Ich sammelte Alles auf; ich horchte; aber das, worauf ich horchte, blieb aus. Von ihrer Reise nach Westindien erzählte sie; von dem Unterschiede der dortigen Lebensweise und der europäischen; vom Tode ihres Vaters; von einer reichen Kaufmannswitwe, bey der sie seitdem gewohnt habe; aber nichts von dem Manne, dessen Schatten ihr Herz gehört; nichts von der Entstehung ihrer Bekanntschaft mit dem Marquis. Zuletzt sagte sie gar, das fragmentarische Erzählen gefalle ihr nicht mehr. Sie wolle ihre Geschichte mit ihrer Abreise von Europa von vorn anfangen. Dieß hat sie denn gethan, und so gethan, daß es nur von ihr abhängt, ob sie in Jahr und Tage bis an den letzten Theil kommen will, wenn sie gleich alle Tage weiter erzählt. Jede Minute springt sie in eine Digression über, die mich zum Räsonniren verleitet, und so vergehen die Stunden.

 Wie

Wie leicht wäre es mir, durch eine Frage der Chronologie in ihren Begebenheiten vorzugreifen! Aber wer wäre ich, wenn ich's thäte? Ist es denn um ihretwillen, daß sie um Alles herumlenkt, was mir weh thun würde? Sollte es ihr nicht größere Freude machen, mir von dem Manne, den Sie liebte, als von der Lebensart der Europäer in Westindien zu erzählen?

Seltsam ist doch die Aehnlichkeit ihres Schicksals mit dem deinen. Sie hat dich vielleicht gar in jenen Weltgegenden gesehen. Sie weiß vielleicht etwas von deiner Gabriele. Ist es nicht — laß mich das Ding mit seinem rechten Namen nennen! — eine kleine Grille, daß du es mir zur Pflicht gemacht hast, unter keiner Bedingung deiner gegen Sie zu erwähnen?

Zuweilen möchte ich in der That schwören, sie sey deine Schülerin. Sie hat so ganz deine Art von Zurückhaltung, die, statt zu beleidigen, dem Vertrauen sogar schmeichelt. Darum unter-

brech' ich auch so wenig, als ich's beym Anfange meiner und deiner Freundschaft that, den eignen Gang unserer Unterhaltung.

Hundertmal hätte mich schon das einzige Wort Freundschaft zu Erzählungen gedrängt, wenn dein unbegreifliches Verbot mich nicht einschränkte. — O daß du diese Seele in Verdacht haben kannst! Hörtest du nur einen Ton von ihr, du würdest deinen melancholischen Argwohn aufgeben.

Unnatürlich muß es ihr auch vorkommen, daß ich still und verlegen bin, wenn die Reihe des Erzählens an mich kömmt. Denn von Berlin zu ihr zu reden, ist mir so unmöglich, als an heiligen Orten die Schriften der Spötter zu lesen. Und doch hat sie, wie ich besorge, nur zu viele Vermuthungen, die dahin zielen.

* * *

Wie es in Münden eingeleitet war, so blieb es auf der Reise. Wir gingen über Göttingen

und Gotha. Und so ist es auch in Erfurt geblieben. Als Franziska's Stiefbruder geh' ich im Kloster aus und ein.

Sie bewohnt ein artiges, wenn gleich etwas altmodisches, Zimmer. Die Aussicht geht in einen Obstgarten, der zum Kloster gehört. Das Morgenlied der Vögel, sagt sie, macht ihr beym Erwachen die erste Freude. Und eine heitere Morgenstunde rechnet sie zu einem heiteren Tage so nothwendig, wie einen freundlichen Willkommen zu einer angenehmen Unterhaltung.

Des Vormittags ist sie, wie sie es verlangt, allein. Nachmittags um Fünf ist meine Stunde. Dann lebe ich einmal in vier und zwanzig Stunden. Gegen die Zeit des Abendessens kommen die Nonnen und leisten ihrer Fremden Gesellschaft.

* * *

Den 13ten.

Wie ernstlich ich es mir angelegen seyn lasse, ich gutmüthiger Träumer, mich selbst zu täuschen!

Und könnte ich denn nicht auf dem leichten Schiffchen der Traulichkeit ruhig hinübergleiten zu den Inseln des Friedens? Ich glaube es; denn ich glaube mitunter an Träume. Ich habe ja gänzlich aller Hoffnung entsagt. Ich erzähle es mir alle Tage. Aber hängt es denn von uns ab, ob wir hoffen wollen oder nicht?

* * *

Den 14ten.

Aufrichtig gesprochen, ich kann nicht verzweifeln.

Ungern, mein St. Julien, verrath' ich dir gewisse Geheimnisse; aber — ich habe heute das Herz, mich selbst zu verrathen.

Seit einigen Tagen sagt mir dann und wann ein Genius — ich sollte meinen, kein böser — hoffen sey auf jeden Fall kein Verbrechen. Er räth mir sogar an, die Augen Franziska's, aber nicht ihre Lippen, dann und wann zu fragen. Wenn sich diese Augen so plötzlich öffnen

und wieder senken, und wenn ein dunkleres Roth ihr plötzlich über die Wangen fliegt, dann, meint' er, dürfte ich hoffen.

Heute saßen wir beide am Fenster, Franziska und ich, und zwischen uns stand ein schmales Tischchen. Auf dem schmalen Tischchen war ein Filetzeug befestigt. Franziska's Finger flochten Netze. Sie erzählte dabey. Ich hörte zu, und sah auf die schaffenden und wirkenden Finger.

Indem ihre eine Hand nach der Scheere griff, verlor die andere den Faden, und ihr Mund zugleich die Worte. Sie nahm den Faden wieder und hielt die Scheere, sprach aber nicht wieder, und hielt immer noch die Scheere, und schnitt nicht zu. Ruhig, ruhig saß ich.

Auf einmal fuhr ihr Blick auf; und ihr ganzes Gesicht wurde Flamme.

Wir konnten uns von diesem Augenblicke an in unserm Gespräche gar nicht wieder zurecht

finden.

finden. Alles, was nun noch gesprochen wurde, war nicht der Mühe werth.

*　*
*

Den 15ten.

Wie schwer ist es, im Gleise zu fahren, wenn der Wagen nicht in's Gleis paßt!

Die Thür zu Sabinchens Zimmer, die in Franziska's ihres führt, stand heute halb offen; ob zufällig, oder mit Fleiß? kann ich nicht sagen. Halb zufällig, halb mit Fleiß ging ich, sie zuzumachen.

Rasch fragte sie: "Warum machen Sie die Thür zu?" — Und ich wußte es bey Gott! nicht zu sagen. Sie blickte zur Seite; und wir waren wieder verwirrt.

Nach einigem Besinnen ging sie durch diese Thür. Nach einigen Minuten kam sie zurück mit einem Buche in der Hand.

— "Kennen Sie das schon, Donamar?" —

Es waren die ersten Gesänge der Messiade von Klopstock. Ich blätterte darinn.

— "Ich wollte mir etwas darauf einbilden — zwang sie sich in den leichten Ton — wenn ich Westindierin dieses deutsche Buch eher gelesen hätte, als Sie. Es ist ein Buch, das auch Sie lieben müssen."

Ich blätterte in dem Buche.

Sie sprach geschwinder. — "Ich habe mein Deutsch doch im Grunde wieder verlernt. Wenn Sie mir etwas aus diesem Gedichte vorlesen, werde ich gewiß manche Schönheit verstehen, die ich jetzt nicht bemerke. Lesen Sie mir einmal etwas vor!" —

Mag mir der Gott der Dichter vergeben, daß ich in diesem Augenblick wünschte, es wäre nie eine Messiade geschrieben worden.

Indessen that ich das Meine. — "Ist es gleichviel, wo ich anfange?" — fragte ich, einfältig genug, wie mich dünkt.

Sie wurde unruhig. Aber sie faßte sich bald wieder, nahm mir das Buch aus der Hand, blätterte, und gab es mir wieder. — "Lesen Sie von hier an!" —

Ich las; aber so ohne alle poetische Andacht, daß wohl kein Gottschedianer den hohen Gesang ärger entweiht hat, als ich in dieser ängstlichen Stunde.

* * *

Den 16ten

Wie lieblich Licht und Schatten in der Phantasie dieses heiligen Mädchens zusammenschweben! Wie emsig sie jedes Blümchen achtet und einsammelt, um Andere damit zu erfreuen, während ihr eigner Fuß auf Dornen tritt!

Ein Geist, so voll Leben, und doch so ruhig! So gar nichts ordnungsloses, und doch so etwas Einziges in ihren Phantasien! Immer geschäftig, und doch aller Intrigue feind! Sie könnte eine Welt regieren, glaub' ich; aber sie würde es

nur

nur darum mögen, um Jedem sein eigentliches Glück nach seiner Weise zuzutheilen, ohne auch nur einen Augenblick die Ehre zu vergessen, die das Weib sich selbst schuldig ist. So zu beglücken, die Kunst verstehen keine Ninon's und keine Lauretten.

Und solch ein Mädchen, zu dieser Liebe geschaffen — solch ein Mädchen sich auf ewig verpflichten! — Wie verschwindet Alles, was der Ehestand Unliebliches haben mag, vor dem Zauber dieses Gedankens! Und was ist denn zuletzt die Bestimmung des Menschen? Wir sollen eine bleibende Stätte suchen, unsern Acker bauen, und unsere Hütte umzäunen.

Und Franziska in meiner Hütte mein Weib? mein Weib? Ich ein Hausvater unter ihren Kindern? — Ich muß abbrechen, St. Julien! Denn diese Phantasie übermannt mich.

* * *

Den 17ten

Ich hasche nach jedem Tropfen, um den Fieberdurst meines Herzens zu kühlen. Jetzt sind es die freundlichen Täuschungen der Kunst, an denen ich mich erhohle.

Daß Franziska ohne Musik leben konnte, wurde mir immer unbegreiflicher, je mehr ich ihre Bedürfnisse zu verstehen glaubte. Hätte ich aber nicht errathen können, daß ein Geist, der sich so nach den Augen hindrängt, bestimmt seyn müsse, besonders mit den Augen zu geniessen? Ist ein gewisser bedachtsamer Flug der Phantasie nicht eine Weisung mehr auf bildende, als auf tönende Kunst?

Franziska zeichnet, und zwar mit Erfindung und Fertigkeit. Sie entwirft mit vielem Studium Landschaften und kleine Gruppen. Aber sie ist so heimlich mit ihrem Talent, daß ich vielleicht noch nichts davon wüßte, wenn sie

sich nicht heute so in ihre Schöpfungen vertieft hätte, daß ich sie dabey überraschte.

Oder sie wollte auch vielleicht überrascht seyn, um ein neues Thema zur unschuldigen Unterhaltung zu haben. Sie hörte meinen Lobpreisungen ruhig zu. Dann stand sie von der Arbeit auf. — "Weil Sie mich denn doch ertappt haben, so sollen Sie mir auch Ihre Meinung über ein Paar Stücke sagen, die freylich nicht vollendet, aber doch fertig seyn sollen.

Sie hohlte die Stücke. Das eine war Luna, den schlafenden Endymion betrachtend, das andere eine Hirtenfamilie. Meine Augen hingen an dem Endymion. Diesen von Dichtern und Künstlern vergriffenen und so oft durch Plattheit oder Wollüsteley verunanstalteten Stoff sah ich hier in seiner ganzen Zartheit und Würde behandelt.

Du weißt, daß ich schon vor einigen Jahren, als ich in Italien war, anfing, mich für meine

Unfähigkeit zur bildenden Kunst an der Natur zu rächen, und zwar durch vorsetzliche Versündigung gegen eins ihrer Gesetze, das Gemählde zu beschreiben, verbietet. Manche Freude hat mir diese Sünde seitdem gemacht. Wenn auch eine solche Beschreibung nichts als ein Schattenriß, also nicht viel mehr als gar nichts für den ist, der das Gemählde nicht gesehen hat, so kann sie doch für den, der es gesehen hat, einen Werth haben. Ich sagte Franziska'n, daß ich ihren Endymion recht in mich hinein sehen wollte, um ihn zu Haus aus dem Gedächtnisse auf meine Art zu beschreiben.

Sie hielt mich beym Worte. Sie versprach sogar, mir das Original zu schenken, wenn ich ihr bald die Beschreibung brächte. Um den Preis zu gewinnen, legte ich wirklich Hand an, und verschaffte mir so durch meine Arbeit leichtere Phantasien. Nun recensiren wir zusammen Gemählde.

* * *

Den 18ten.

Der Schwesterton klang so erquicklich! Warum klingt er gar nicht mehr? Sind die Saiten so stark gespannt, daß sie springen?

Franziska steht oft von mir auf und verläßt mich. Zuweilen mischt sich eine sonderbar untrauliche Kälte in ihr Betragen. Und auf einmal ist sie wieder ungewöhnlich traulich.

Heute gingen wir in den Obstgarten, um Kirschen zu pflücken. Als ich ihr meinen Arm bot, sie zu führen — bis dahin hatte ich sie seit unserer Ankunft nicht berührt — wagte ich nicht aufzusehen, und auch sie brach im Reden ab.

Als ich einen Zweig niederbog, der reife Früchte trug, und sie sich ablesend bückte und wieder hub, und den Vorrath in ein Körbchen einsammelte, ihre ganze Gestalt so schwebend und wirkend — da konnte ich den Anblick nicht mehr ertragen. Ich schlang meinen Arm um

den Baumstamm, und drückte meine Stirn gegen die Rinde.

Franziska fuhr auf. — "Mein Gott! Ist Ihnen nicht wohl?"

Ich faßte mich wieder. — "Lassen Sie mich doch den kalten Baum umarmen, wie Apoll den Lorbeer, in den seine Daphne verwandelt war! Ich will mir einbilden, ich liebte eine Daphne in diesem Kirschbaume. Soll ich nicht, Franziska?" —

Das schwatzte ich, vermuthlich mit einer Wildheit, bey der ihr bange wurde.

Sie nahm eine Kirsche, betrachtete sie, dann mich. Dann sagte sie: "Donamar!" — Strafend sollte der Ton seyn; aber er war nur richtend. — "Was meinen Sie? — fuhr sie fort — Wenn Jemand Sie beobachtet hätte! Die Nonnen sind gewiß am Fenster."

Ich sah mich nicht um nach den Nonnen. "Liebe Franziska, antwortete ich, und wenn der ganze Klerus von Erfurt am Fenster ist,

und gern wissen will, warum ich die Stirn an den Baum gedrückt habe, so wird er es nicht errathen. So etwas erräth nur, wer es zu verantworten hat."

Sie sah noch immer nach den Fenstern. — "Und das sagt mir mein Bruder?"

— "Der unnatürliche Bruder — wenn es wahr ist — warum nicht?" —

Sie nahm eine andere Kirsche, und reichte sie mir. — "Kosten Sie! Es sind Gesundheits-kirschen. Man sagt, daß sie leichtes Blut machen." —

Ich nahm die Kirsche. "Auch wenn Franziska sie reicht?" —

Sie that, als ob sie's nicht hörte.

* * *

Den 20sten.

Das Paradies war ein Garten. Die Inseln der Seligen werden als Gärten beschrieben. Auch

ich

ich finde jetzt die gefährlichen Freuden, deren ich noch fähig bin, im Garten.

In's Freye gehören überhaupt die schönsten, wenn gleich nicht immer so gefährlichen Freuden. Unter dem allumspannenden Himmel, im grünen Schatten, wo die unendliche Natur ein Wort mitspricht, wenn ihre endlichen Kinder lispeln und lallen, da allein fühlt man sich ganz als Mensch. Drey Worte auf einer Rasenbank sagen mehr, als eine Rede auf einem Sopha.

Das Bild eines Elysiums hab' ich nun mit vollen Augen aufgefangen. Im reinen Unschuldstraume habe ich das Wehen von Engelfittigen an meiner Stirn gefühlt. Lache nicht über diese excentrischen Phantasien! Ich weiß mir ohne sie nicht mehr zu helfen. Still hing eine einzige weiße Wolke am blauen Gewölbe über uns. Blumen und Gräser dufteten sanft. Schwalben zwitscherten schnell vorbey. Abendkäfer umsummten uns in langsamen Kreisen.

Unter einem alten Kastanienbaume, der seinen Schatten weithin über den Rasen dehnte, lagerten wir uns neben einander, um die Sonne untergehen zu sehen. Vor uns lag im Abendschimmer glühend ein großer Fischteich. Gegen den Baum gelehnt saß Franziska. Abwärts gestreckt an einer hervorragenden Wurzel, auf die ihre Hand herabhing, lag ich. Himmel und Gegenhimmel spiegelten sich vor uns. Ein röthlicher Lichtstreif fiel durch das Blättergrün auf die weiße Hand. Der ferne Grundzapfen im Teiche murmelte traulich.

Da kam der Knabe des Gärtners mit einer Hand voll Blumen gesprungen, und überreichte sie ehrerbietig an Franziska.

"Der kleine Wildfang — wandte sie sich zu mir — ist mein großer Gönner. Seitdem wir Bekanntschaft gemacht haben, bringt er mir alle Morgen frische Blumen auf mein Zimmer. Dieß

hier ist nun gar ein außerordentlicher Beweis seiner Gunst." —

Ich drückte meine Stirn auf ihre Hand. "Auch ich war einmal so ein Wildfang!" —

Unsere Gefühle begegneten sich. Wir waren verstummt auf mehrere Minuten.

Sie zog ihre Hand nicht weg, als ich mein Gesicht wieder aufhob. — "So saßen wir auch einmal — fuhr sie fort — in Ihres Vaters Garten. Sie versprachen damals, ruhig zu seyn. Aber Sie hielten es nicht lange bey mir aus. Sie sprangen davon, um mit einem Windspiele Schmetterlinge zu hetzen." —

Die Unternehmung, mit einem Windspiele Schmetterlinge zu hetzen, kam mir selbst in diesem Augenblicke so possierlich vor, daß ich lachen mußte; und Franziska lachte mit, und breitete die Blumen in ihrem Schooße aus einander.

Ich wollte eine Levkoje nehmen; aber sie litt es nicht. — "Geduld, mein Freund! Ich will

Sie

Sie erst einmal über die Blumen examiniren. Sie haben doch wohl von den Türkinnen gehört, daß sie mit Blumensträußen einen zusammenhängenden Briefwechsel führen können. Das scheint mir eine sehr natürliche Erfindung. Alles in der Natur ist Harmonie; alles erinnert an etwas Aehnliches und Verwandtes. So weckt auch jede Blume nach der Verschiedenheit des Duftes und der Gestalt und Farbe verschiedne Empfindungen in mir, und das nenne ich die Bedeutung der Blumen. Was, meinen Sie, könnte wohl die Levkoje bedeuten?"

Welch ein Mädchen, St. Julien! Wer hätte gedacht, daß diese vernünftige Franziska so niedlich schwärmen könnte? Aber bey dem Examen bestand ich schlecht. Mit aller meiner Naturphilosophie konnte ich nicht herausbringen, daß Levkoje Zufriedenheit, die Nelke Selbstgefühl, die Lilje sanfte Unruhe, die Orangenblüthe

kühne

kühne Phantasie, die Nachtviole Schwermuth u. s. w. bedeute.

Unterdessen bildeten sich die Blumen in ihren Händen zum wohlgeordneten Strauße. Als der Strauß fertig war, besah ihn die Künstlerin von allen Seiten, als ob er ihr nicht recht gefiele.

"Ach! Nun weiß ich's — lächelte sie in voller Unschuld, — nun weiß ich, warum das Ganze kein Ansehen hat. Die Rose fehlt."—

So unschuldig sie es sagte, so leidenschaftlich ergriff es meine aufgeregte Phantasie. — "Nicht wahr, Franziska? rief ich. Die Rose fehlt! Die Rose! Und was im Himmel und auf Erden kann reitzend seyn, ohne die Rose? Franziska! Sie wissen doch auch, was die Rose bedeutet!" —

Ihr Arm sank mit dem Blumenstrauße nieder. Ein trauriger Blick überschwebte mich. — "Die Rosen sind selten geworden, sagte mir

gestern

gestern der kleine Gottlieb. Wollen Sie den Strauß nehmen, wie er ist?"

Sie reichte ihn mir. Als sie eine unrechte Dankformel auf meinen Lippen sah, zwang sie sich noch einmal zur Leichtigkeit. — "Stehen Sie auf! Suchen Sie zwölf Grashalme von gleicher Länge! Weil wir doch einmal im Spielen sind, so wollen wir auch das Orakel der Flora über die Zukunft befragen." —

Mit klopfendem Herzen — wie denn vernünftige Menschen unter gewissen Umständen thörichter als die Thoren sind — bückte ich mich unter den Bäumen umher, die prophetischen Grashalme zu suchen, und brachte sie nicht ohne Zittern.

Franziska mischte die Halme durch einander und gab sie mir in die Hand. — "Nun halten Sie fest! Ich will, ohne zu sehen, die Enden zusammenknüpfen. Sollen Wünsche erfüllt werden,

den, so müssen die Halme zusammenhängen, wie ein Kranz." —

Mein Herz klopfte immer stärker. Die Sonne blickte nur noch halb über den Horizont hervor. Franziska knüpfte die Hälmchen alle. Ich ließ los, und — o Wunder! ein Kranz hing an ihrem Finger.

"Statt des Lorbeers! — rief sie, und warf den Kranz auf meinen Hut — und nun gute Nacht, lieber Freund! Morgen sehen wir uns wieder." —

Ich ging. Und heute sehe ich sie wieder. Aber mit brüderlichen Gefühlen? Nein! Es geht so nicht mehr! Es geht nicht mehr! Liebe! Liebe! Ich fühle deine Gewalt in allen Pulsen. Ich muß als dein Günstling, oder als dein Märtyrer fallen.

XXXV.

XXXV.

St. Julien an Ferdinand von Seltiz.

Paris, den 6. Jul.

Wer ein Testament machen will, dessen Inhalt nicht für das Publicum ist, bedarf eines Vertrauten. Zur Vollziehung meines Testaments suche ich einen Mann, der eben so gewissenhaft, wie er Geheimnisse verwahrt, auch meinen Freund Donamar liebt. Ich rechne es für das letzte Glück meines Lebens, in Ihnen, achtungswürdiger Freund unseres Donamar, wenn wir uns gleich nicht persönlich kennen, den Mann gefunden zu haben, den ich suche.

Damals, als ich der Welt noch angehörte, wurde mir ein Frauenzimmer, nach mancherley Schicksalen, im Augenblicke, als sie am Altare auf immer die Meine werden sollte, durch unter-

unerhörten Betrug geraubt. Zwey Jahr habe ich sie vergebens gesucht. Durch widersprechende Nachrichten getäuscht, irre ich, um sie zu finden, hin und her. Auf einmal entdeckt mein Donamar den Ort ihres Aufenthalts, ohne es zu wissen. Sie lebt jezt in Erfurt, und wird, wenn das Schicksal den Wünschen der Freundschaft günstig ist, meinen Donamar glücklich machen unter dem Namen Franziska von Sternach. Warum sie sich zu meiner Zeit Gabriele, und nicht Franziska nennen ließ, weiß ich nicht, vermuthe aber, daß es aus eben dem Grunde geschah, warum sie mir schwur, daß sie mir ihren wahren Familiennamen noch nicht sagen dürfe. Wie sie mit dem französischen Marquis, von dem ich nie zuvor gehört habe, in so genaue Verbindung gekommen ist, weiß ich eben so wenig. Aber ein Bedienter, dessen Bubenstück mein Verderben war, hieß Antonio; und so hieß auch der Bediente des Marquis, den das

Schicksal durch Donamar's Hand sanft genug getroffen hat. Daß übrigens meine Gabriele und Donamar's Franziska eine und dieselbe Person ist, verbürgen mir einige Zeilen von ihrer Hand, die ich zu dieser Absicht, aber so, daß Donamar einen ganz andern Verdacht fassen mußte, mir durch ihn verschafft habe.

Auf Ihre Großmuth rechne ich, wenn ich Sie bitte, mir eine umständliche Auseinandersetzung der Gründe meines unveränderlichen Entschlusses zu erlassen. Donamar, der Ihnen mit der Zeit über Alles Auskunft geben wird, hat durch meine Veranstaltung seiner Franziska nie meinen Namen genannt. Daß sie ihm nichts von mir gesagt hat, ist ein Glück, das ich abwarten wollte, weil ich Ursache hatte, es zu vermuthen. Dieses Glück ist es denn auch, was jetzt meinen Entschluß unwiderruflich bestimmt.

Einer von uns Beiden, ich oder mein Freund, muß den andern dadurch retten, daß er sich selbst

in den Abgrund der Verzweiflung stürzt. Ist es noch eine Frage, ob der zuerst handeln muß, der zuerst handeln kann?

Donamar hat ein Recht auf mein Leben. Es ist sein Geschenk. In der Nacht bey Hochkirchen, als mich die österreichischen Reiter umringt hatten, war ich verloren, wenn er mich nicht rettete. Soll er mich umsonst gerettet haben?

Donamar's Werth für diese Welt zieht die Wagschaale des meinen hoch auf. Als Deutscher lebt er auf deutschem Boden zu einer Zeit, wo ungewöhnliche Kräfte zu großen Zwecken gesucht werden. Wo sein Geist durchdringt, ebnet sein Geld den Weg. Ich bin aus meinem Vaterlande verbannt. Ich habe nur noch so viel Eigenthum, daß ich mir einen Platz zum Stehen und Ruhen auf und in der Erde sichern kann. Und des Lebens bin ich überdem von Herzen müde.

Donamar wird seine Kräfte verschwärmen, wenn er nicht bald in den Armen eines edlen

und treuen Weibes die Ruhe findet, ohne die der Mensch wohl Aufsehen erregt, aber nicht leicht etwas Großes thut. Die Ehe macht gute Bürger. Sie erzieht den Unordentlichen zur Ordnung. Sie weiset dem Enthusiasmus des Mannes, dessen Wünsche von der Seite befriedigt sind, ein anderes und der Welt wichtigeres Ziel an.

An der Hand einer Gabriele-Franziska, der mein früh veraltetes Herz keinen blühenden Jüngling ersetzen kann, wird mein Donamar, wie ich hoffe, den Dank seines Vaterlandes verdienen. Zu dem Guten, das dann erfolgen wird, habe ich denn doch wenigstens eine Veranlassung gegeben.

Und jetzt beschwör' ich Sie, redlicher Mann, befördern Sie, so viel Sie vermögen, die ewige Verbindung meiner beiden Geliebten! Verschweigen Sie Donamar'n so lange, bis seine Franziska sein Weib ist, meinen Tod; und auch dann und immer verschweigen sie Beiden die Ursache meines Todes. Sind sie vereinigt, dann mögen sie mir einige Thränen nachweinen. Das einmal geknüpfte Band wird davon nicht wieder gelöset werden; und die Liebe wird die Wunden der Freundschaft heilen; die glückliche Liebe wird die unglückliche vergessen machen.

Nach einem Jahre, aber nicht eher, übergeben Sie meinen Geliebten die beyfolgenden Packete. Schmeicheln Sie ihren Herzen, so lange sie noch leiden, und freuen Sie sich mit ihnen, wenn ihre Sonne aufgeht.

Mein Dank an Euch Alle schließe meine letzte Bestellung an die Welt. Ehe ihr ihn empfangt, bin ich schon, wo mich niemand wiederfindet, wie denn das große Räthsel der ewigen Ordnung sich löset, entweder ewiger Staub, oder Ankömmling auf einem besseren Sterne. Leben Sie wohl!

XXXVI.

Graf Donamar an St. Julien.

Erfurt, den 23. Jul.

Sie will mich nicht wieder sehen? — Noch fühle ich die Berührung ihrer Lippen. Noch klopft ihr sanfter Busen an meine ungestüme Brust. Und sie will mich nicht wieder sehen?

Vorgestern, als meine Stunde gekommen war, ließ sie mir sagen, sie sey unpäßlich und

könne keine Gesellschaft annehmen; auch die meine nicht. Ich sehnte mich nach Gestern. Gestern nahm sie mich an.

Sie kam mir unruhig entgegen. Sie blickte mir mit feierlicher Wehmuth und Innigkeit in's Gesicht, wandte sich weg, und blickte wieder zu mir.

"Ich habe Sie hintergangen, Donamar! sagte sie. Ich war gestern nicht unpäßlich. Ich wollte sie nicht sehen, weil ich's nicht durfte."—

—"Was hab' ich gethan, Franziska?" — fragte ich leise.

Heftiger wandte sie sich weg, und wieder zu mir. Alle die Fassung, die ich so lange an ihr bewunderte, schien sie verlassen zu haben. Dieser Blick, dieser Ton, diese Bewegung war mir neu. Sie erschien allen meinen Sinnen als ein ganz anderes Wesen.

—"Was Sie gethan haben? Das fragen Sie?" — Sie sah mich bey diesen Worten an. Der ganze Zauber der Liebe, dieses zitternde Licht, und diese wallende Wolke und diese kaum sichtbare Thräne, die das: "Ich liebe dich" in der Sprache der Engel von Auge zu Auge spricht, glänzte in ihrem Auge. Ich sah nichts mehr.

Ich dachte nichts mehr. Ich ergriff ihre Hand. —"Franziska!" — So zitterte mein Mund noch nie auf ihrer Hand.

"O Donamar — sagte sie mit schwärmender Innigkeit — du bist mir ein zu theurer Freund. Wir sehen uns heute zum letzten Male."

Dieses Du der Liebe? im Ton der Liebe? Und das sollte ich zum letzten Male hören?

"Zum letzten Male?"—wiederhohlte ich. Wir starrten einander an. Sie legte ihre Hand auf meine Schulter.

"Ach!" — seufzte sie tief auf. Ihre ganze Seele schwebte auf ihren Lippen.—"Wenn ich dich doch glücklich machen könnte, guter Mensch!"—

"Du kannst es! rief ich. — "Sey mein, wie ich dein bin!"—

Und außer mir, als ob mein ganzes Daseyn in einer Flamme zerlodern sollte, umfaßte ich sie, die ich seit unserer Ankunft in Erfurt nur mit zitternder Hand berührt hatte, und drückte sie in meine Arme.

Sie widerstand nicht. Sie überließ sich mir. Was eine schuldlose Umarmung Entzückendes hat, fühlte ich in diesem seligen Schwindel. Meine Lippen schwelgten auf ihren Lippen. Die Welt versank um uns her. Aber auf einmal, als das unersätt-

unersättliche Herz fast zu viel verlangte, bemerkte ich, daß ich nur eine athmende Bildsäule an mich drückte. Mehr ohnmächtig, als mit mir fühlend, lag das betäubte Mädchen in meinen Armen. Ich bog mich zurück. Kein Himmel der Liebe glänzte mehr in diesen Augen. Sie sah mich kalt und starr an.

"Um Gottes willen!" rief ich. — Franziska! Was fehlt dir?" — So wie ich sie losließ, kam ihr Leben wieder.

— "O ich elendes Geschöpf!" rief sie. Und in eben dem Augenblicke stürzte sie in die Thür zur Seite. Ich wollte ihr folgen. Aber ich hörte — daß sie den Riegel vorschob. Vergebens pochte ich. Ich erhielt keine Antwort. Ich sah sie nicht wieder.

Drey Mal schrieb ich gestern Abends an sie, und zwey Mal heute. Alle fünf Zettel liegen unerbrochen zurückgeschickt vor mir.

LB Coburg

14. 8 79 Titelbl. kop.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bouterwek, Friedrich,

Graf Donamar eine Sammlung von Briefen aus der Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland

Bd.: 2

1799

Coburg, Landesbibliothek -- D I 10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939720-1